Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Siebenunddreyßigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

B° 10. 4. 612

Inhalt.

Winckelmann.
Hackert.

Digitized by Google

Winckelmann.

Ihro der Herzogin

Anna Amalia

von

Sachſen=Weimar und Eiſenach.

Hochfürſtlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunſt und Wiſſenſchaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigſte Erlaubniß vermehrt, nachſtehende Winckelmanniſche Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie ſind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte ſich unter Höchſtihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann ſich in der ängſtlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme leſen kann.

Wären dieſe Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, ſo hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem ſolchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schickſal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer ſollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geſchehenen ſo viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben ſeit jener Zeit ſo viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unſer fördernder und mittheilender Fürſt Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünſtigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beſchränkten Kreiſe nach innen und außen gewirkten Gu=

ten gedenken, wovon das Augenfällige ſchon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher ſteigen würde, wenn ſich ein Unterrichteter das Werden und Wachſen darzuſtellen bemühte.

Nicht auf Beſitz, ſondern auf Wirkung war es angeſehen, und um ſo mehr verdient die höhere Cultur dieſes Landes einen Annaliſten, je mehr ſich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die ſichtbaren Spuren ſchon verloſchen ſind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtſeyn anfänglicher Stiftung und fortgeſetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und geſunden Alter, gelangen und noch ſpät einer glänzenden Epoche genieſſen, die ſich jetzt für unſern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in ſich verknüpft, befeſtigt, geſteigert und der Nachwelt überliefert werden ſoll.

Da ich mir denn zugleich ſchmeicheln darf, jener unſchätzbaren Gnade, wodurch Höchſtdieſelben mein Leben zu ſchmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter
J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zuſammen lebenden Kunſtfreunde dürfen ihres Verhältniſſes zu dem größeren Publicum wohl erwähnen, indem ſie, worauf doch zuletzt alles ankommt, ſich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundſätzen geäußert. Nicht daß ſie auf gewiſſe Vorſtellungsarten beſchränkt hartnäckig einerlei Standpunct behauptet hätten, geſtehen ſie vielmehr gern durch mannichfaltige Mittheilung gelernt zu haben; wie ſie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung ſich an die in Deutſchland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anſchließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtſeyn an die Propyläen, an die nunmehr ſchon ſechs Ausſtellungen commentirenden Programme, an manche Aeußerungen in der Jenaiſchen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Celliniſchen Lebensbeſchreibung.

Wenn dieſe Schriften nicht zuſammengedruckt und gebunden ſind, wenn ſie nicht Theile eines einzigen Werkes ausmachen, ſo ſind ſie doch aus eben demſelben

Geiſte hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langſam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, ſo daß wir eines mannichfaltig erfahrnen Undanks, eines lauten und ſchweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken ſollten.

Unmittelbar ſchließt ſich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von ſeinem Inhalt hier nur das Nothwendigſte.

Entwurf einer Geſchichte der Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künſtler, wie für den Menſchen, iſt eine geſchichtliche Anſicht verwandter Zuſtände zu ſchnellerer Bildung höchſt vortheilhaft. Jeder einzelne Menſch, beſonders der tüchtige, kommt ſich früher viel zu bedeutend vor, und ſo nimmt er auch im Vertrauen auf ſelbſtſtändige Kraft viel zu geſchwind für dieſe oder jene Maxime Partey, handelt und arbeitet auf dem eingeſchlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor ſich hin, und wenn er zuletzt ſeine Einſeitigkeit, ſeinen Irrthum einſehen lernt, ſo wechſelt er eben ſo heftig, ergreift eine andre vielleicht eben ſo fehlerhafte Richtung und hält ſich an einen eben ſo mangelhaften Grundſatz. Nur erſt ſpät wird er ſeine Geſchichte gewahr und lernt einſehen, wie viel weiter ihn eine ſtetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner ſeine Einſicht bloß der Geſchichte

verdankt, wenn ſie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunſt entſpringt; ſo iſt auch die Geſchichte der Kunſt für den jungen Künſtler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenſchaftlich zu erjagende Vorbilder, ſondern ſich ſelbſt auf ſeinem Standpunct, in ſeiner Beſchränkung gleichnißweiſe gewahr werden. Aber leider iſt ſelbſt das kaum Vergangene für den Menſchen ſelten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unſerer Vorfahren einſehen lernen, ſo hat die Zeit ſchon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umſtricken, und wovon die Darſtellung dem künftigen Geſchichtſchreiber, ebenfalls ohne Vortheil für ſeine Generation, überlaſſen bleibt.

Doch wer mag ſolchen trübſinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber ſich beſtreben die Klarheit der Anſichten in ſeinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dieß machte ſich der Verfaſſer jenes Entwurfs zur Pflicht, deſſen Schwierigkeit die Kenner einſehen, deſſen Mängel ſie bemerken, deſſen Unvollſtändigkeit ſie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus dieſem Entwurf künftig ein Werk entſtehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſo-

nen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſ't ſich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daſeyns, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmanniſchen Briefe haben manchmal dieſen wünſchenswerthen Charakter.

Wenn dieſer treffliche Mann, der ſich in der Einſamkeit gebildet hatte, in Geſellſchaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernſt und bedächtig war; ſo fühlte er vor dem Briefblatt ſeine ganze natürliche Freiheit und ſtellte ſich öfter ohne Bedenken dar, wie er ſich fühlte. Man ſieht ihn beſorgt, beängſtet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf ſich ſelbſt vertraut, der, obgleich die äußern Umſtände ſeiner Einbildungskraft ſo mancherlei Wählbares vorlegen, doch meiſtens den beſten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben koſtete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem ſie an verſchiedene Perſonen gerichtet ſind, einen verſchiedenen Charakter, welches immer der Fall iſt, wenn ein geiſtreicher Briefſteller ſich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung ſpricht, und alſo eben ſo wenig als in der Nähe das Gehörige und Paſſende vernachläſſigen kann.

So ſind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmanniſcher Briefe zu gedenken, die an Stoſch geſchriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zuſammenwirkens mit einem Freund zum beſtimmten Zwecke, Zeugniſſe von großer Beharrlichkeit in einem ſchweren, ohne genugſame Vorbereitung leichtſinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geſchäft, durchwebt mit den lebhafteſten literariſchen, politiſchen, Societäts-Neuigkeiten, ein köſtliches Lebensbild, noch intereſſanter, wenn ſie ganz und unverſtümmelt hätten gedruckt werden können. Schön iſt auch die Freimüthigkeit ſelbſt in leidenſchaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefſteller durchaus ſo viel Achtung als Liebe, ſo viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochſchätzung anderer, der Ausdruck von Freundſchaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerey, wodurch ſich die Briefe an die Schweizer

charakteriſiren, machen dieſe Sammlung äußerſt intereſſant und liebenswerth, wobei ſie zugleich genugſam unterrichtend iſt, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die erſten Briefe an den Grafen Bünau in der ſchätzbaren Daßdorfiſchen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in ſich ſelbſt befangenen Gemüthe, das an einem ſo hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann ſeine Religionsänderung ankündigt, iſt ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufſatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, ſelbſt unmittelbar anſchaulich zu machen, dient nunmehr die erſte Hälfte unſrer Briefſammlung. Sie ſind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefſteller zeigt ſich mit ſeinen dringenden, unüberwindlichen Wünſchen, in dem peinlichſten Zuſtande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung geſuchten Glück.

Die andre Hälfte iſt aus Italien geſchrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter, doch ſchwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beſeelt ſie. Ueberdieß geben ſie, verglichen mit andern ſchon bekannten gleichzeitigen, eine vollſtändigere Anſchauung ſeiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieſer Sammlung, vielleicht mehr

für Menſchenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlaſſen wir empfänglichen Gemüthern und einſichtigen Geiſtern, und fügen einiges über den Mann an den ſie geſchrieben ſind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehauſen in der Altmark im Jahre 1720, ſtudirte zu Halle die Rechte und war, nach ſeiner akademiſchen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußiſchen Regiment Huſaren, die der Farbe nach gewöhnlich die ſchwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Rueſch genannt wurden. Er ſetzte, ſobald er jenes rohe Leben verlaſſen hatte, ſeine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehauſen fand er Winckelmannen, mit dem er ſich freundſchaftlich verband und ſpäter, durch deſſen Empfehlung, bei dem jüngſten Grafen Bünau als Hofmeiſter angeſtellt wurde. Er führte denſelben nach Braunſchweig, wo ſie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Franzöſiſche Dienſte trat, brachte deſſen Vater, damals Weimariſcher Miniſter, unſern Berendis in gedachte fürſtliche Dienſte, wo er zuerſt als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatullier bei der Herzogin Frau Mutter ſtand. Er ſtarb 1783 am 26 October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigſten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag ſich übrigens noch ſo ſehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben; ſo finden ſich dagegen gewiſſe Perſonen, die durch Stiftungen ſich dergeſtalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeſte gefeyert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde geprieſen wird.

In dieſem Sinne haben wir alle Urſache, das Andenken ſolcher Männer, deren Geiſt uns unerſchöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feyern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieſer Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde, als Zeugniß ihrer Geſinnungen, nicht als Darſtellung ſeiner Verdienſte, an dem Feſte darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgeſtellten Briefe von allen ſchönen Seelen und allen Geiſtern höherer Bildung gewiß gefeyert wird.

Vorwort.

Die nachſtehenden Aufſätze von drey Freunden verfaßt, welche ſich in ihrer Geſinnung über die Kunſt im allgemeinen ſowohl als über die Verdienſte Winckelmanns glücklich begegnen, ſollten einem Aufſatz über dieſen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienſt der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hinderniſſe im Wege ſtehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu ſammeln, geſchweige demſelben die gewünſchte Form zu geben, ſo erſcheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch im gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geſchätzt werden dürfte, indem der Leſer durch Betrachtung dreyer individueller Anſichten deſſelben Gegenſtandes mehr gereizt und zu eigener Herſtellung dieſes bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte; ſo glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anſtatt auf ſpätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Aus-

führung zu verſprechen, nach Winckelmanns eigner friſchen Weiſe, eben das was gerade bereit iſt, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach ſeiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

I.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menſchen, ſo wie die Gegenwart bedeutender Kunſtwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geiſt der Betrachtung auf. Beide ſtehen da als Vermächtniſſe für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, dieſe wirklich erhalten als unausſprechliche Weſen. Jeder Einſichtige weiß recht gut, daß nur das Anſchauen ihres beſondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch verſucht man immer auf's neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir beſonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf ſolche Gegenſtände Bezug hat; und ſo wird man unſre erneuerte Betrachtung über W., ſeinen Charakter und ſein Geleiſtetes in dem Augenblicke ſchicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über ſeine Denkweiſe und Zuſtände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menſchen die köſtliche Mitgift nicht verſagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Luſt zu ergreifen, ſie kennen zu lernen, ſich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; ſo haben vorzügliche Geiſter öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, in ſich ſelbſt eine eigene Welt zu erſchaffen, und auf dieſe Weiſe das Vortrefflichſte nach innen bezüglich zu leiſten.

Findet ſich hingegen in beſonders begabten Menſchen jenes gemeinſame Bedürfniß, eifrig, zu allem was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewiſſen zu ſteigern; ſo kann man verſichert ſeyn, daß auch ſo ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches Daſeyn ſich ausbilden werde.

Unſer Winckelmann war von dieſer Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er ſein ganzes Leben ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menſchen und in der Kunſt, die ſich vorzüglich mit dem Menſchen beſchäftigt, aufzuſuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerriſſene, zerſtreute Studien im Jüng=

lingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer ſolchen Laufbahn ängſtliches und beſchwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreyßig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals genoſſen zu haben; aber in ihm ſelbſt lagen die Keime eines wünſchenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden ſchon in dieſen ſeinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, ſich von den Zuſtänden der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entſchieden genug ausgeſprochen. Einige nicht genugſam überlegte Verſuche fremde Länder zu ſehen, mißglückten ihm. Er träumte ſich eine Reiſe nach Aegypten; er begab ſich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergeſehene Hinderniſſe wieſen ihn zurück. Beſſer geleitet von ſeinem Genius, ergriff er endlich die Idee, ſich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie ſehr ihm ein ſolcher Aufenthalt gemäß ſey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entſchiedener Plan, dem er mit Klugheit und Feſtigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Menſch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber

das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, beſonders der Griechen in ihrer beſten Zeit; auf die beiden erſten ſind wir Neuern vom Schickſal angewieſen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeyns erfreut?

Wirft ſich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, faſt bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beſchränkten Punct wieder zurückzukehren, ſo fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, ſogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der ſchönen Welt. Hieher waren ſie geſetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung.

Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die

Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen ſowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen ſcheint.

Nach einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner Einbildungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politiſchen, der Forſcher in der natürlichen Welt. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt, und ſelbſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und Mark. Der Menſch und das Menſchliche wurden am wertheſten geachtet, und alle ſeine innern, ſeine äußern Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne dargeſtellt als angeſchaut. Noch fand ſich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerſtückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der geſunden Menſchenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, ſondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geſchickt: denn wie die geſunde Faſer dem Uebel widerſtrebt, und bei jedem krankhaften Anfall ſich eilig wieder

herſtellt; ſo vermag der jenen eigene geſunde Sinn ſich gegen innern und äußern Unfall geſchwind und leicht wieder herzuſtellen. Eine ſolche antike Natur war, in ſo fern man es nur von einem unſrer Zeitgenoſſen behaupten kann, in Winckelmann wieder erſchienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probeſtück ablegte, daß ſie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgeſtumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erſcheint er ganz und abgeſchloſſen, völlig im antiken Sinne. Angewieſen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Beſitz und Verluſt, Erhebung und Erniedrigung, und in ſolchem ſeltſamen Wechſel immer mit dem ſchönen Boden zufrieden, auf dem uns ein ſo veränderliches Schickſal heimſucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geiſt, ſo blieb ihm derſelbe auch in ſeinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wiſſenſchaften im Großen und Breiten die Alten ſich ſchon in einer gewiſſen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfaſſung der mannichfaltigen, außermenſchlichen Gegenſtände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt unerläßlich iſt; ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren ſich zu zerſtreuen, in unzuſammenhängenden

Kenntniſſen ſich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollſtändige ſeiner Perſönlichkeit zu vergüten.

So vielfach W. auch in dem Wißbaren und Wiſſenswerthen herumſchweifte, theils durch Luſt und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; ſo kam er doch früher oder ſpäter immer zum Alterthum, beſonders zum Griechiſchen, zurück, mit dem er ſich ſo nahe verwandt fühlte, und mit dem er ſich in ſeinen beſten Tagen ſo glücklich vereinigen ſollte.

Heidniſches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf dieſe Welt und ihre Güter angewieſenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidniſchen Sinne vereinbar ſeyen. Jenes Vertrauen auf ſich ſelbſt, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derſelben gleichſam nur als Kunſtwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schickſal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms ſelbſt wieder auf dieſe Welt angewieſene Zukunft gehören ſo nothwendig zuſammen, machen ſolch ein unzertrennliches Ganze, bilden ſich zu einem von der Natur ſelbſt beabſichtigten Zuſtand des menſchlichen Weſens, daß wir in dem höchſten Augenblicke des Genuſſes, wie in dem tiefſten der

Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüſtliche Geſundheit gewahr werden.

Dieſer heidniſche Sinn leuchtet aus Ws. Handlungen und Schriften hervor, und ſpricht ſich beſonders in ſeinen frühern Briefen aus, wo er ſich noch im Conflict mit neuern Religionsgeſinnungen abarbeitet. Dieſe ſeine Denkweiſe, dieſe Entfernung von aller chriſtlichen Sinnesart, ja ſeinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man ſeine ſogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteyen, in welche ſich die chriſtliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, ſeiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche ſich ihr ſubordiniren.

Freundſchaft.

Waren jedoch die Alten, ſo wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menſchen, ſo mußten ſie, indem ſie ſich ſelbſt und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menſchlicher Weſen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ſie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorſpringt.

Auch hier zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns ſo zart und geiſtig geworden, erhob ſich kaum über die Gränze des gemeinſten Bedürfniſſes. Das

Verhältniß der Eltern zu den Kindern ſcheint einigermaßen zarter geweſen zu ſeyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundſchaft unter Perſonen männlichen Geſchlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich ſind.

Die leidenſchaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgeſprochene Beſtimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod ſetzen uns bei Verbindung zweyer Jünglinge in Erſtaunen, ja man fühlt ſich beſchämt, wenn uns Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Redner, mit Fabeln Ereigniſſen, Gefühlen, Geſinnungen ſolchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundſchaft dieſer Art fühlte W. ſich geboren, derſelben nicht allein ſich fähig, ſondern auch im höchſten Grade bedürftig; er empfand ſein eigenes Selbſt nur unter der Form der Freundſchaft, er erkannte ſich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe ſchon legte er dieſer Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenſtand unter, er widmete ſich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denſelben fand er ſelbſt in ſeiner Armuth Mittel reich zu ſeyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, ſein Daſeyn, ſein Leben zu verpfänden. Hier iſt es, wo ſich W. ſelbſt mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leiſten kann,

den er über alles liebt, ja dem er ſogar, als höchſte Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zuſtände wechſeln, ſo bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieſer Urform zu ſeinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von dieſen Gebilden leicht und bald vorüberſchwindet; ſo erwirbt ihm doch dieſe ſchöne Geſinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Beſten ſeines Zeitalters und Kreiſes in dem ſchönſten Verhältniſſe zu ſtehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfniß ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausbildet; ſo würde dem alterthümlich geſinnten dadurch nur ein einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen, die äußere Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenſtand deſſelben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des ſinnlich Schönen und das ſinnlich Schöne ſelbſt: denn das letzte Product der ſich immer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Allmacht iſt es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau

genommen kann man ſagen, es ſey nur ein Augenblick, in welchem der ſchöne Menſch ſchön ſey.

Dagegen tritt nun die Kunſt ein, denn indem der Menſch auf den Gipfel der Natur geſtellt iſt, ſo ſieht er ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und ſich endlich bis zur Production des Kunſtwerkes erhebt, das neben ſeinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Iſt es einmal hervorgebracht, ſteht es in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchſte hervor: denn indem es aus den geſammten Kräften ſich geiſtig entwickelt, ſo nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in ſich auf, und erhebt, indem es die menſchliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt, ſchließt ſeinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen iſt. Von ſolchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympiſchen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beſchreibungen, Nachrichten und Zeugniſſen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchſte Würde, und ward für die höchſte Schönheit begeiſtert. In dieſem Sinne kann man

wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung ausſprachen: es ſey ein Unglück zu ſterben, ohne dieſes Werk geſehen zu haben.

Für dieſe Schönheit war Winckelmann, ſeiner Natur nach, fähig, er ward ſie in den Schriften der Alten zuerſt gewahr; aber ſie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunſt perſönlich entgegen, aus denen wir ſie erſt kennen lernen, um ſie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu ſchätzen.

Finden nun beide Bedürfniſſe der Freundſchaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenſtande Nahrung, ſo ſcheint das Glück und die Dankbarkeit des Menſchen über alle Gränzen hinauszuſteigen, und alles, was er beſitzt, mag er ſo gern als ſchwache Zeugniſſe ſeiner Anhänglichkeit und ſeiner Verehrung hingeben.

So finden wir W. oft in Verhältniß mit ſchönen Jünglingen, und niemals erſcheint er belebter und liebenswürdiger, als in ſolchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit ſolchen Geſinnungen, mit ſolchen Bedürfniſſen und Wünſchen fröhnte W. lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um ſich her ſah er die mindeſte Hoffnung zu Hülfe und Beiſtand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein be-

deutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um W. einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Miniſter Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, möchte ihn wahrſcheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienſt, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterſtützung zu hoffen war, bekannte ſich zur Römiſchen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunſt und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geiſtliche Perſonen.

Das Beiſpiel des Fürſten wirkt mächtig um ſich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreiſe des Privatmanns irgend zu leiſten ſind, vorzüglich alſo zu ſittlichen. Die Religion des Fürſten bleibt, in gewiſſem Sinne, immer die herrſchende, und die Römiſche Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an ſich und in ihren Kreis.

Dabei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu ſeyn, um ſich innig mit dem dortigen Daſeyn zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine ſich bekennen, ihren Glauben zugeben, ſich nach ihren Gebräuchen bequemen müſſe. Und ſo zeigte der Erfolg, daß er, ohne dieſen früheren Entſchluß, ſeinen Zweck nicht vollſtändig erreicht hätte, und dieſer Entſchluß ward ihm dadurch gar ſehr erleich-

tert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die proteſtantiſche Taufe zum Chriſten einzuweihen nicht vermögend geweſen.

Doch gelang ihm die Veränderung ſeines Zuſtandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unſerer Ueberzeugung, nach genugſam abgewogenen Gründen, endlich einen Entſchluß faſſen, der mit unſerm Wollen, Wünſchen und Bedürfen völlig harmoniſch iſt, ja zu Erhaltung und Förderung unſerer Exiſtenz unausweichlich ſcheint, ſo daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber kann mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeugung vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu ſehen glauben.

Und ſo erſcheint auch W. bei ſeinem vorgehabten Schritt, beſorgt, ängſtlich, kummervoll und in leidenſchaftlicher Bewegung, wenn er ſich die Wirkung dieſes Unternehmens, beſonders auf ſeinen erſten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie ſchön, tief und rechtlich ſind ſeine vertraulichen Aeußerungen über dieſen Punct!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, von der es unmöglich ſcheint ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über alles zu

ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſämmtlich in Parteyen getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern ſoll man, da wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe feſthalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geſchätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieſes nun die eine ſchroffe, ſehr ernſte Seite, ſo läßt ſich die Sache auch von einer andern anſehn, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keinesweges billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen haben für unſre Phantaſie einen beſondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, ſo möchten wir ſagen, es iſt damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit beſſer als friſch gebraten ſchmeckt. Eine geſchiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck. Perſonen, die uns ſonſt vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erſcheinen uns nun als wunderſam, und es iſt nicht zu läugnen, daß die **Religionsveränderung Winckelmann's das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft merklich erhöht.**

Aber für W. ſelbſt hatte die katholiſche Religion nichts Anzügliches. Er ſah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt ſich darüber hart genug aus. Auch ſpäter ſcheint er an ihren Gebräuchen nicht genugſam feſtgehalten, ja vielleicht gar durch loſe Reden ſich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigſtens iſt hie und da eine kleine Furcht vor der Inquiſition ſichtbar.

Gewahrwerden Griechiſcher Kunſt.

Von allem literariſchen, ja ſelbſt von dem höchſten was ſich mit Wort und Sprache beſchäftigt, von Poeſie und Rhetorik, zu den bildenden Künſten überzugehen, iſt ſchwer, ja faſt unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwiſchen, über welche uns nur ein beſonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieſes Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genugſam vor uns.

Durch die Freude des Genuſſes ward er zuerſt zu den Kunſtſchätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derſelben bedurfte er noch der Künſtler als Mittelsperſonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufaſſen, zu redigiren und aufzuſtellen wußte, woraus denn ſeine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Ueber die Nachahmung der Griechi-

chiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt, nebſt zwey Anhängen, entſtanden iſt.

So ſehr W. ſchon hier auf dem rechten Wege erſcheint, ſo köſtliche Grundſtellen dieſe Schriften auch enthalten, ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt darin ſchon aufgeſteckt iſt; ſo ſind ſie doch, ſowohl dem Stoff als der Form nach, dergeſtalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtände, inſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeſer, Diterich, Heinecke, Oeſterreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmanns, der dieſe Arbeiten gar bald

ſelbſt unzulänglich fand, wie er es denn auch ſeinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, ſeinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenſte Bildungsepoche beginnt, welche ſich über deſſen ganzes Weſen verbreitet und ſolche Wirkungen äußert, die eben ſo reell als harmoniſch ſeyn müſſen, weil ſie ſich in der Folge als ein feſtes Band zwiſchen höchſt verſchiedenen Menſchen kräftig erweiſen.

R o m.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger ſeyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zuſtand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande iſt. Er ſieht ſeine Wünſche erfüllt, ſein Glück begründet, ſeine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert ſtehen ſeine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reſte eines Rieſenzeitalters, das Herrlichſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, ſteht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er ſeine Augen zu ſolchen Wunderwerken empor, und jeder verſchloſſene Schatz öffnet ſich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling ſchleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichſten und Heiligſten naht er ſich in unſcheinbarem Gewand, noch

läßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſey es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der

ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſ't ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſeyn wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halb verſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten

der Phantaſie ſeyn. Ich kenne für mich nur noch zwey gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſteney iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dieß ganze Geſchlecht.

M e n g s.

Aber W. hätte lange Zeit in den weiten Kreiſen alterthümlicher Ueberbleibſel nach den wertheſten, ſeiner Betrachtung würdigſten Gegenſtänden umhergetaſtet, hätte das Glück ihn nicht ſogleich mit Mengs zuſammengebracht. Dieſer, deſſen eigenes großes Talent auf die alten und beſonders die ſchönen Kunſtwerke gerichtet war, machte ſeinen Freund ſogleich mit dem Vorzüglichſten bekannt, was unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt. Hier lernte dieſer die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und ſah ſich ſogleich aufgeregt, eine Schrift vom Geſchmack der Griechiſchen Künſtler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunſtwerken aufmerkſam umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht allein

von verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus verſchiedenen Zeiten herrühren, und daß ſämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienſtes zugleich angeſtellt werden müſſen; alſo fand auch Winckelmann mit ſeinem Geradſinne, daß hier die Achſe der ganzen Kunſtkenntniß befeſtigt ſey. Er hielt ſich zuerſt an das Höchſte, das er in einer Abhandlung von dem Style der Bildhauerey in den Zeiten des Phidias darzuſtellen gedachte. Doch bald erhob er ſich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geſchichte der Kunſt, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahnetes, gedeutetes und beſprochenes, ja man kann ſagen, ein früher ſchon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig iſt immer die Betrachtung, wie erſt durch die Römer, nachher durch das Eindrängen nordiſcher Völker, und durch die daraus entſtandene Verwirrung das Menſchengeſchlecht in eine ſolche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortſchritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hineinblicken, in welche man will, ſo hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter ſchon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarey und durch die barbariſche Art ſich aus der Barbarey zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein

Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langſam in's Allgemeine wirken kann.

Vom Techniſchen iſt hier die Rede nicht, deſſen ſich glücklicherweiſe das Menſchengeſchlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu dieſen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo ſich ſchon Ahnungen, ja ſogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunſtgeſchichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künſte. Ihn als Weltmann beſchäftigte beſonders die Betrachtung, daß ſie ſich nur kurze Zeit auf dem höchſten Puncte, den ſie erreichen können, zu erhalten wiſſen. Auf ſeinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunſt als ein Lebendiges (ζωον) anzuſehen, das einen unmerklichen Urſprung, einen langſamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick ſeiner Vollendung, eine ſtufenfällige Abnahme, wie jedes andere organiſche Weſen, nur in mehreren Individuen nothwendig darſtellen muß. Er gibt daher nur ſittliche Urſachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeſchloſſen werden können, ſeinem großen Scharfſinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel iſt, die ſich aus freien Elementen nicht zuſammenſetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Mahlern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugniſſe der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunſt von dem engſten Zeitraume umſchloſſen. Warum nun mehrere, ähnliche, fähige Menſchen in ſich einen gewiſſen Jahreskreis zuſammenziehen und ſich zu gleicher Kunſt und deren Beförderung verſammeln, bedenke ich immer, ohne die Urſachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrſcheinlichen ſind mir folgende die wichtigſten. Nacheiferung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und ſchnell erhebt ſich das mit großem Fleiß geförderte auf die höchſte Stelle. Schwer verweilt ſich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, ſchreitet zurück. Und ſo ſind wir anfangs unſern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir ſie übertreffen, oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man ſtrebt nicht mehr nach dem Beſitz, den andre ſchon ergriffen, man ſpäht nach etwas Neuem, und ſo laſſen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und ſuchen für unſer Streben ein ander Ziel. Aus dieſer Unbeſtändigkeit, wie mich dünkt, entſteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen.“

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunſtgeſchichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in dieſem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römiſchen Kunſtliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Charakter der Griechiſchen, bildenden Künſtler mit dem der Römiſchen Redner gefunden und ſich bei Kennern und Kunſtfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, ſo daß er bei ſeiner gleichnißweiſen Aufſtellung, da jedesmal der Kunſtcharakter mit dem Zeitcharakter zuſammenfällt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, eine Kunſtgeſchichte ſelbſt darzuſtellen genöthigt iſt.

„Man ſagt, die erſten berühmten Mahler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen beſucht, ſeyen Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer ſich entwickelnden Kunſt den größten Meiſtern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweiſe.

Nachher haben Zeuxis und Parrhaſius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs, die Kunſt ſehr befördert. Der erſte ſoll die Geſetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber ſich auf genaue Unterſuchung

der Linien eingelaſſen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt, und machte ſie völliger und anſehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigſte Form auch an den Weibern gefällt. Parrhaſius aber beſtimmte alles dergeſtalt, daß ſie ihn den Geſetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er ſie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Mahlerey um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verſchiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt iſt Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung ſeltſamer Erſcheinungen, die man Phantaſien nennt, Theon der Samier, an Geiſt und Anmuth Apelles von niemanden übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rückſicht der Kunſterforderniſſe überhaupt unter die beſten gerechnet werden muß, und zugleich in der Mahler- und Bildhauerkunſt vortrefflich war.

Denſelben Unterſchied findet man auch bei der Plaſtik. Denn Kalon und Hegeſias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger ſtreng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit beſitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht.

Denn wie er die menſchliche Form zierlicher gemacht, als die Natur ſie zeigt, ſo ſcheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er ſoll ſogar das ernſtere Alter vermieden, und ſich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugeſtanden. Phidias ſoll Götter und Menſchen am vollkommenſten gebildet, beſonders in Elfenbein ſeinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Alſo würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympiſchen Jupiter in Elis gemacht hätte, deſſen Schönheit der angenommenen Religion, wie man ſagt, zu Statten kam, ſo ſehr hat die Majeſtät des Werkes dem Gotte ſich gleichgeſtellt.

Lyſippus und Praxiteles ſollen nach der allgemeinen Meinung ſich der Wahrheit am beſten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen.“

Literariſches Metier.

Nicht leicht iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt wer das Beſte zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und ſo war auch die literariſch-bibliographiſche Bildung dasjenige

Verdienſt, das W. früher dem Grafen Bünau und ſpä⸗ter dem Cardinal Paſſionei empfahl.

Ein Bücherkenner iſt überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Luſt merkwür⸗dige und rare Bücher zu ſammeln lebendiger, das biblio⸗thekariſche Geſchäft noch mehr in ſich ſelbſt beſchränkt war. Eine große Deutſche Bibliothek ſah einer großen Römiſchen ähnlich. Sie konnten mit einander im Beſitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines Deut⸗ſchen Grafen war für einen Cardinal ein erwünſchter Hausgenoſſe, und konnte ſich auch da gleich wieder als zu Hauſe finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anſtatt daß man ſie jetzt, bei dem ſchnellen Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckſchrif⸗ten, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzuſehen hat, ſo daß ein Bibliothekar, weit mehr als ſonſt, ſich von dem Gange der Wiſſenſchaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Urſache hat, und ein Deutſcher Bibliothekar Kenntniſſe beſitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur ſo lange als es nöthig war, um ſich einen mäßigen Lebensunterhalt zu ver⸗ſchaffen, blieb W. ſeiner eigentlichen literariſchen Be⸗ſchäftigung getreu, ſo wie er auch bald das Intereſſe an dem was ſich auf kritiſche Unterſuchungen bezog, verlor,

weder Handſchriften vergleichen noch Deutſchen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede ſtehen wollte.

Doch hatten ihm ſeine Kenntniſſe ſchon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiäner überhaupt, beſonders aber der Römer, hat aus mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, erſtreckte ſich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete ſein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden ſich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu ſolchen fand W. den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinals Albani geworden zu ſeyn. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberey, die beſte Gelegenheit ſie zu befriedigen, und ein bis an's

Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in ſpäteren Jahren in dem Geſchäft dieſe Sammlung würdig aufzuſtellen, und ſo mit jenen Römiſchen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth ſolcher Schätze aufmerkſam geweſen, ſein höchſtes Vergnügen, ja den dazu beſtimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war ſein Geſchmack und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigſten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weiſe gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich ſcheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, ſo daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menſchenmaſſe in dieſen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen ſehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichſam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt ſind. Dieſe Bemerkung gilt ſogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem ſolchen überfüllten Zuſtande verließ W. die Villa ſeines Herrn und Freundes, den Ort ſeiner höhern und erfreulichſten Bildung. So ſtand ſie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis ſie in der alles bewegenden und zerſtreuenden Zeit ihres ſämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Niſchen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgeriſſen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den ſonderbarſten Wechſel der Dinge führte man dieſe Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man ſie dem Beſitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet ſich wieder an der alten Stelle. Jenes erſte traurige Schickſal dieſes Kunſtelyſiums und deſſen Wiederherſtellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdiſchen Leid, ſo wie der zum Erſatz nicht immer hinreichenden Freude, ſchon entwachſen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf ſeinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; ſondern es waren auch die Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Ver-

heimlichung und Langſamkeit unbekannt geblieben, und ſo kam er in eine Ernte, die ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu ſchaffen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeſchloſſen anſehen muß. Rüſtkammern, Galerien und Muſeen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab= und Geſpenſterartiges; man beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten Kunſtkreis, man gewöhnt ſich ſolche Sammlungen als ein Ganzes anzuſehen, anſtatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden ſollte, daß in der Kunſt, wie im Leben, kein Abgeſchloſſenes beharre, ſondern ein Unendliches in Bewegung ſey.

In einer ſo glücklichen Lage befand ſich W. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunſthandel bewegten ſich manche alte Beſitzungen an's Tageslicht, gingen vor ſeinen Augen vorbei, ermunterten ſeine Neigung, erregten ſein Urtheil und vermehrten ſeine Kenntniſſe.

Kein geringer Vortheil für ihn war ſein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoſchiſchen Beſitzungen. Erſt nach dem Tode des Sammlers lernte er dieſe kleine Kunſtwelt kennen, und herrſchte darin nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieſer äußerſt ſchätzbaren Sammlung gleich vorſichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und

Samm=

Sammler, verdient hätte. Manches ward verſchleudert; doch um die treffliche Gemmenſammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm W. mit dem Erben Stoſch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geſchäft und deſſen übereilter und doch immer geiſtreicher Behandlung uns die überbliebene Correſpondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei dieſem auseinanderfallenden Kunſtkörper, wie bei der ſich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albaniſchen Sammlung, zeigte ſich unſer Freund geſchäftig, und alles was zum Sammeln oder Zerſtreuen durch ſeine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in ſeinem Geiſte angefangen hatte aufzuſtellen.

Unternommene Schriften.

Schon als W. zuerſt in Dresden der Kunſt und den Künſtlern ſich näherte, und in dieſem Fach als Anfänger erſchien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er überſah die Vorzeit, ſo wie die Wiſſenſchaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, ſo wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, ſelbſt in ſeinem tiefgedrücktem Zuſtande. Er hatte ſich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, ſondern als ein gelehrter Jünger ſeinen Meiſtern zu, er horchte ihnen ihre beſtimmten Kenntniſſe leicht ab, und fing ſogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der ſich ihm geöffnet hatte, blieb er derſelbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei ſich, ließ den friſchen Moſt nicht etwa gähren und klar werden, ſondern, wie man ſagt, daß man durch Lehren lerne, ſo lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlaſſen, wie manche Gegenſtände benannt, über die ein Werk erfolgen ſollte, und dieſem Anfang glich ſeine ganze antiquariſche Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beſchäftigt, ihn dergeſtalt ergreifend und feſthaltend, als wenn der Augenblick vollſtändig und befriedigend ſeyn könnte, und eben ſo ließ er ſich wieder vom nächſten Augenblicke belehren. Dieſe Anſicht dient zu Würdigung ſeiner Werke.

Daß ſie ſo, wie ſie da liegen, erſt als Manuſcript auf das Papier gekommen, und ſodann ſpäter im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen, kleinen Umſtänden ab. Nur einen Monat ſpäter, ſo hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, beſtimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich ſeinen frühzeitigen Tod, weil er ſich immer wieder umgeſchrieben, und immer ſein ferneres und neuſtes Leben in ſeine Schriften eingearbeitet hätte.

Und ſo iſt alles, was er uns hinterlaſſen, als ein

Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchſtaben Todten geſchrieben. Seine Werke, verbunden mit ſeinen Briefen, ſind eine Lebensdarſtellung, ſind ein Leben ſelbſt. Sie ſehen, wie das Leben der meiſten Menſchen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlaſſen zu Hoffnungen, zu Wünſchen, zu Ahnungen; wie man daran beſſern will, ſo ſieht man, daß man ſich ſelbſt zu beſſern hätte; wie man ſie tadeln will, ſo ſieht man, daß man demſelbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, ſelbſt ausgeſetzt ſeyn möchte: denn Beſchränkung iſt überall unſer Loos.

Philoſophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menſchlichen Wirkens und Umtreibens, an denen ſich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günſtiger Beſchaffenheit der Perſonen und Umſtände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Intereſſe erregen muß; ſo entſteht daraus ein gewiſſes eiferſüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der ſo mannichfaltig verzweigten großen Familie, die ſich oft um deſto weniger vertragen, je näher ſie verwandt ſind.

Zwar iſt es meiſtens eine leere Klage, wenn ſich bald dieſe oder jene Kunſt- und Wiſſenſchaftsbefliſſenen be-

ſchweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachläſſigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meiſter ſich zeigen, ſo wird er die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zuſichern. Ein tüchtiger Meiſter weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äſtet wieder in's Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philoſophen beſonders den Haß, nicht allein ihrer Wiſſenſchaftsverwandten, ſondern auch der Welt- und Lebensmenſchen auf ſich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philoſophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinſte, an das Höchſte Anforderung macht; ſo muß ſie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet anſehen und behandeln.

Auch verläugnet man ihr dieſe anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was ſie ſonſt reichen mag, zu verbrauchen. Da ſie aber, um allgemein zu werden, ſich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und ſeltſamer Einleitungen bedienen muß, die mit den beſondern Zuſtänden der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfniſſen nicht eben zuſammenfallen; ſo wird ſie von denen geſchmäht, die nicht gerade die

Handhabe finden können, wobei ſie allenfalls noch anzuſaſſen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philoſophen beſchuldigen, daß ſie ſelbſt den Uebergang zum Leben nicht ſicher zu finden wiſſen, daß ſie gerade da, wo ſie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meiſten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt ſelbſt ſchmälern: ſo würde es hiezu an mancherlei Beiſpielen nicht fehlen.

W. beklagt ſich bitter über die Philoſophen ſeiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man ſich in ſein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar iſt es, daß W. die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Chriſt's Anleitung, und ohne ſich um einen Philoſophen in der Welt zu bekümmern, ſich in ſeinem Hauptſtudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch ſteht, indem uns die Ereigniſſe der neuern Zeit vorſchweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unſerm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforſcher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menſchen vorzüglich begünſtigt zu ſeyn ſcheinen.

Denn indem ſie ſich nur mit dem beſten was die

Welt hervorgebracht hat, beſchäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; ſo erlangen ihre Kenntniſſe eine ſolche Fülle, ihre Urtheile eine ſolche Sicherheit, ihr Geſchmack eine ſolche Conſiſtenz, daß ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Verwunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen.

Auch W. gelang dieſes Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunſt und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

P o e ſ i e.

So ſehr Winckelmann bei Leſung der alten Schriftſteller auch auf die Dichter Rückſicht genommen; ſo finden wir doch, bei genauer Betrachtung ſeiner Studien und ſeines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poeſie, ja man könnte eher ſagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn ſeine Vorliebe für alte gewohnte Lutherſche Kirchenlieder, und ſein Verlangen ein ſolches unverfälſchtes Geſangbuch ſelbſt in Rom zu beſitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutſchen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunſt zeuget.

Die Poeten der Vorzeit ſchienen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, ſpäter als Zeugniſſe für bildende Kunſt intereſſirt zu haben. Deſto wunderbarer und erfreulicher iſt es, wenn er ſelbſt

als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in ſeinen Beſchreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in ſeinen ſpätern Schriften. Er ſieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unausſprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das in ihm bei'm Schauen erregt ward, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſtert, ſieht er ſich genöthigt, nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebote ſteht. Er muß Poet ſeyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einſicht.

So ſehr W. überhaupt auf ein gewiſſes Anſehn vor der Welt achtete, ſo ſehr er ſich einen literariſchen Ruhm wünſchte, ſo gut er ſeine Werke auszuſtatten und ſie durch einen gewiſſen feyerlichen Styl zu erheben ſuchte; ſo war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das ſchnellſte bemerkte, wie ſich's bei ſeiner fortſchreitenden, immer neue Gegenſtände faſſenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufſatze dogmatiſch und didaktiſch zu Werke gegangen war, dieſe oder jene Er-

klärung eines Monuments, dieſe oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und feſtgeſetzt hatte, deſto auffallender war ihm der Irrthum, ſobald er durch neue Data ſich davon überzeugt hielt, deſto ſchneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weiſe zu verbeſſern.

Hatte er das Manuſcript noch in der Hand, ſo ward es umgeſchrieben; war es zum Druck abgeſendet, ſo wurden Verbeſſerungen und Nachträge hinterdrein geſchickt, und von allen dieſen Reuſchritten machte er ſeinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit ſtand ſein ganzes Weſen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, ſondern nur durch die That ſelbſt klar, das Unternehmen ſeiner monumenti inediti.

Man ſieht wohl, daß jene Luſt neue Gegenſtände bekannt zu machen, ſie auf eine glückliche Weiſe zu erklären, die Alterthumskunde in ſo großem Maße zu erweitern, ihn zuerſt angelockt habe; dann tritt das Intereſſe hinzu, die von ihm in der Kunſtgeſchichte einmal aufgeſtellte Methode auch hier an Gegenſtänden, die er dem Leſer vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorſatz ſich entwickelte, in der voraus=

geſchickten Abhandlung das Werk über die Kunſtgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtillſchweigend zu verbeſſern, zu reinigen, zuſammenzudrängen und vielleicht ſogar theilweiſe aufzuheben.

Im Bewußtſeyn früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurechtweiſen durfte, ſchrieb er ein Werk in Italiäniſcher Sprache, das auch in Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Aufmerkſamkeit, ſondern wählt ſich auch freundſchaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde.

P a p ſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigſtens mittelbar manches Gute zufließen laſſen!

Winckelmann's Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV L a m b e r t i n i, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und ſo mögen auch die ver-

ſchiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunſt ſeiner hohen Freunde mehr, als durch die Einſicht des Papſtes in ſeine Verdienſte geworden ſeyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weiſe in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die beſondere Auszeichnung dem Papſte aus den monumenti inediti einige Stellen vorleſen zu dürfen, und er gelangt auch von dieſer Seite zur höchſten Ehre, die einem Schriftſteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei ſehr vielen Menſchen, beſonders aber bei Gelehrten, dasjenige was ſie leiſten, als die Hauptſache erſcheint, und der Charakter ſich dabei wenig äußert; ſo tritt im Gegentheil bei W. der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptſächlich deßwegen merkwürdig und ſchätzenswerth iſt, weil ſein Charakter ſich immer dabei offenbart. Haben wir ſchon unter der Aufſchrift vom Antiken und Heidniſchen, vom Schönheits- und Freundſchaftsſinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgeſprochen; ſo wird das mehr Beſondere hier gegen das Ende wohl ſeinen Platz verdienen.

W. war durchaus eine Natur, die es redlich mit ſich ſelbſt und mit andern meinte, ſeine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete ſich immer mehr und mehr, je ſelbſtſtändiger und unabhängiger er ſich fühlte, ſo daß er ſich

zuletzt die höfliche Nachſicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur ſo ſehr hergebracht iſt, zum Verbrechen machte.

Eine ſolche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in ſich ſelbſt zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit ſich ſelbſt beſchäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an ſich, nicht über ſich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er intereſſirt ſich für ſein ganzes Weſen, für den ganzen Umfang ſeines Weſens, und hat das Zutrauen, daß ſeine Freunde ſich auch dafür intereſſiren werden. Wir finden daher in ſeinen Briefen, vom höchſten moraliſchen bis zum gemeinſten phyſiſchen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er ſpricht es aus, daß er ſich von perſönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er ſich durchaus ein Räthſel, und erſtaunt manchmal über ſeine eigene Erſcheinung, beſonders in Betrachtung deſſen, was er war, und was er geworden iſt. Doch ſo kann man überhaupt jeden Menſchen als eine vielſylbige Charade anſehen, wovon er ſelbſt nur wenige Sylben zuſammenbuchſtabirt, indeſſen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgeſprochenen Grundſätze; ſein richtiges Gefühl, ſein gebildeter Geiſt dienen ihm im Sittlichen, wie im Aeſthetiſchen, zum Leitfaden. Ihm ſchwebt eine Art natürlicher Religion

vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menſchen ſonſt bezügliches Weſen erſcheint. Sehr ſchön beträgt ſich W. innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorſorge für ſich ſelbſt iſt mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indeſſen arbeitet er auf's fleißigſte, ſich eine Exiſtenz auf's Alter zu ſichern. Seine Mittel ſind edel; er zeigt ſich ſelbſt auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, ſogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Inſtinct und mit Leidenſchaft. Seine Freude an jedem Gefundenen iſt heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorſchreiten eben ſo geſchwind zurücknimmt, als einſieht. Auch hier bewährt ſich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, die Unſicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, ſo wie die Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, ſobald ſie eine anſehnliche Breite gewinnt.

Geſellſchaft.

Wenn er ſich, durch ſeine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Geſellſchaft anfangs nicht ganz bequem befand; ſo trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte ſehr ſchnell ſich den Umſtänden gemäß betragen. Die

Luſt am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geſchätzt zu werden dringt überall durch, und in Abſicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er ſich in keinem beſſern Elemente als in dem Römiſchen befinden können.

Er bemerkt ſelbſt, daß die dortigen beſonders geiſtlichen Großen, ſo ceremoniös ſie nach außen erſcheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenoſſen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieſer Vertraulichkeit ſich doch das orientaliſche Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden, wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven ſich gegen ihre Türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert W. mit großem Behagen, ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit, und nähren

ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſeyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft Römiſch Geſinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen, und ſogar bis auf den Aetna hinaufſchleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekeſſel, worin ſie, ſelbſt auf Reiſen, ihre von Hauſe mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßſtab urtheilende, nicht um ſich her ſehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünſcht W. mehr als einmal, verſchwört ſie nicht mehr herumzuführen, und läßt ſich zuletzt doch wieder bewegen. Er ſcherzt über ſeine Neigung zum Schulmeiſtern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienſte bedeutender Perſonen gar manches Gute zuwächſt. Wir nennen hier nur den Fürſten von Deſſau, die Erb-

prinzen von Mecklenburg=Streliz und Braunſchweig, ſo wie den Baron von Riedeſel, einen Mann, der ſich in der Sinnesart gegen Kunſt und Alterthum ganz unſeres Freundes würdig erzeigte.

W e l t.

Wir finden bei W. das unnachlaſſende Streben nach Aeſtimation und Conſideration; aber er wünſcht ſie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenſtände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine ſo große Feindſchaft gegen den Franzöſiſchen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, ſo erhielt er auch ſolche Connexionen auf eine geſchickte und thätige Weiſe. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Geſellſchaften waren ihm angenehm, ja er bemühte ſich darum.

Am meiſten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document ſeines Verdienſtes, ich meine die Geſchichte der Kunſt. Sie ward ſogleich in's Franzöſiſche überſetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein ſolches Werk leiſtet, wird vielleicht am beſten in den erſten Augenblicken anerkannt, das Wirkſame deſſelben wird empfunden, das Neue lebhaft

aufgenommen, die Menſchen erſtaunen, wie ſie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenſchaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meiſter und Lehrer herumkoſtet und Forderungen aufſtellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht ſo viel geleiſtet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und ſo war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugſam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präſidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm ſelbſt öfters gerühmten Glückſeligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem ſie tief in ſeinem Charakter lag, gar mancherlei Geſtalten annahm.

Er hatte ſich früher kümmerlich beholfen, ſpäter von der Gnade des Hofs, von der Gunſt manches Wohlwollenden gelebt, wobei er ſich immer auf das geringſte Bedürfniß einſchränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indeſſen war er auch auf das tüchtigſte bemüht, ſich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verſchaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe ſeines Kupferwerks die ſchönſte Hoffnung gab.

Allein

Allein jener ungewiſſe Zuſtand hatte ihn gewöhnt, wegen ſeiner Subſiſtenz bald hierhin bald dorthin zu ſehen, bald ſich mit geringen Vortheilen im Hauſe eines Cardinals, in der Vaticana und ſonſt unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Ausſicht vor ſich ſah, großmüthig ſeinen Platz aufzugeben, indeſſen ſich doch wieder nach andern Stellen umzuſehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann iſt einer, der in Rom wohnt, der Reiſeluſt nach allen Weltgegenden ausgeſetzt. Er ſieht ſich im Mittelpunct der alten Welt, und die für den Alterthumsforſcher intereſſanteſten Länder nah um ſich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Rom's gleichſam angeboten, und erregt in einem, der wie W. mit Begierde des Schauens geboren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſägliches Verlangen, welches durch ſo viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereiſen Anſtalt machen, bald, indem ſie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unſer W. auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Geſellſchaft ſolcher wohlhabender Reiſenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu ſchätzen wiſſen.

Noch eine Urſache dieſer innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht ſeinem Herzen Ehre, es iſt das unwiderſtehliche Verlangen nach abweſenden Freunden. Hier ſcheint ſich die Sehnſucht des Mannes, der ſonſt ſo ſehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er ſieht ſie vor ſich, er unterhält ſich mit ihnen durch Briefe, er ſehnt ſich nach ihrer Umarmung und wünſcht die früher zuſammenverlebten Tage zu wiederholen.

Dieſe beſonders nach Norden gerichteten Wünſche hatte der Friede auf's neue belebt. Sich dem großen König darzuſtellen, der ihn ſchon früher eines Antrags ſeiner Dienſte gewürdigt, war ſein Stolz, den Fürſten von Deſſau wiederzuſehen, deſſen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde geſandt betrachtete, den Herzog von Braunſchweig, deſſen große Eigenſchaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Miniſter von Münchhauſen, der ſo viel für die Wiſſenſchaften that, perſönlich zu preiſen, deſſen unſterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, ſich mit ſeinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, ſolche Lockungen tönten in ſeinem Herzen, in ſeiner Einbildungskraft wieder, mit ſolchen Bildern hatte er ſich lange beſchäftigt, lange geſpielt, bis er zuletzt unglücklicherweiſe dieſem Trieb gelegentlich folgt und ſo in ſeinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem Italiäniſchen

Zuſtand gewidmet, jeder andere ſchien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felſigte Tyrol intereſſirt, ja entzückt hatte, ſo fühlte er ſich auf dem Rückwege in ſein Vaterland wie durch eine Cimmeriſche Pforte hindurch geſchleppt, beängſtet und mit der Unmöglichkeit, ſeinen Weg fortzuſetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchſten Stufe des Glücks, das er ſich nur hätte wünſchen dürfen, der Welt verſchwunden. Ihn erwartete ſein Vaterland, ihm ſtreckten ſeine Freunde die Arme entgegen, alle Aeußerungen der Liebe, deren er ſo ſehr bedurfte, alle Zeugniſſe der öffentlichen Achtung, auf die er ſo viel Werth legte, warteten ſeiner Erſcheinung, um ihn zu überhäufen. Und in dieſem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerſtreuung der Kunſtſchätze, die er, obgleich in einem andern Sinne vorausgeſagt, iſt nicht vor ſeinen Augen geſchehen. Er hat als Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der

5 *

Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen: denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzuſetzen.

II.

In dem vorhergehenden Entwurf einer Kunſtgeſchichte des XVIII. Jahrhunderts iſt nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geſchehen, weil wir uns vorgenommen hatten, ſeinen Einfluß, ſein Wirken und ſeine Verdienſte in der Kunde der Alterthümer eigens ausführlich zu betrachten.

Es wird zu dieſem Endzweck erforderlich ſeyn, daß wir erſtlich unterſuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunſt im Gange waren, ehe noch Winckelmann als der glücklichſte Forſcher in dieſem Fach auftrat, das heißt, ehe ſeine Kunſtgeſchichte erſchien; und werden zweytens zu zeigen unternehmen, in welchen weſentlichen Puncten ſein Bemühen beſſere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.

In Italien galten um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts Gori, Paſſeri, wie auch Bracci, für die trefflichſten Alterthumsforſcher, beſonders war der zuerſt genannte rühmlich bekannt. Alle drey waren Männer von gründlicher Gelehrſamkeit, aber nicht eben ſo vorzüglich in Hinſicht auf Kunſtkenntniſſe und Geſchmacksbildung, daher im Urtheil über die Monumente,

welche ſie zu erklären gedachten, in der Vergleichung derſelben mit andern, und in den daraus gezogenen Schlüſſen gar manchen Fehlgriffen ausgeſetzt.

Die in früherer Zeit ſchon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunſtvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl ſo wie vom Gehalt der ihnen zuzurechnenden Monumente war ein äußerſt ſchädliches Vorurtheil, welches den Fortſchritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weiſe Hinderniſſe in den Weg legte.

Vielleicht beſaß der Franzöſiſche Graf Caylus weniger gelehrte Kenntniſſe, als einer der genannten Italiäner, er vergütete aber ſolches durch lebhaftere Neigung für Kunſtwerke, durch ein mehr heiteres gewandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch iſt ſeine Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches nebſt Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntſchaften ꝛc. ſeine Schriften zu den geleſenſten, ſeine Meinungen zu den geltendſten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, dieſe Meinungen näher aus einander zu ſetzen, ſo ſprechen wir im gelingenden Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrſchenden Glauben aus, ehe die hellere Aufklärung durch Winckelmann ſtattgefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben bereits angemerkt worden, überhaupt allzu günſtig, und auch Caylus ſchrieb denſelben eine Menge Denkmale zu, wel-

che ganz andern Völkern angehören. Jn noch größerer Achtung aber ſtanden bei dieſem Alterthumsforſcher die alten Aegypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künſte zum hohen Verdienſt aurechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieſelben aus Aegypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine ſo falſche Anſicht, welche geiſtlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunſt und Genie nicht unterſcheidet, vom Grafen Caylus ſelbſt urſprünglich herrühre, wo und wann aber dieſelbe ihren Anfang genommen, iſt auszumachen außer den Gränzen unſers gegenwärtigen Vorhabens. Deßgleichen mögen andere unterſuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit, und um den Aegyptern deu Ruhm der Erfindung der bildenden Künſte undankbar zu entreißen, ihre älteſten Kunſtproducte, als Zeugniſſe, welche gegen ſie geſprochen haben würden, abſichtlich unterdrückt — ob, ſagen wir, dieſer Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter war, oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem ſich Graf Caylus gedrungen ſah, um das einmal angenommene Syſtem von Etruriſcher Kunſt und Kunſtwerken zu ſtützen.

Ueber die in Geſchmack, Styl und Behandlung ſo verſchiedenen Epochen in der Kunſt, ſo wie auch über das Eigenthümliche des Geſchmacks der Kunſtwerke verſchiedener Völker, walteten ſehr unſichere Begriffe. Jn den Geiſt der Kunſt eindringende Beobachtungen anzuſtellen,

wurde zu derſelben Zeit beinahe gänzlich verſäumt; man begnügte ſich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch dieſe höchſt ſelten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgeſucht. Daher finden ſich von Caylus wahrſcheinlich Etruriſche Denkmale unter den Aegyptiſchen aufgeführt, ja ſogar alt-Griechiſche den Römiſchen aus Zeiten ſinkender Kunſt beigemiſcht.

In ſolchem Zuſtande befand ſich derjenige Theil der Alterthumskunde, der ſich über Denkmale der bildenden Kunſt erſtreckt. Man ging meiſt, wie z. B. bei den obengenannten drey Italiäniſchen Gelehrten der Fall war, mit dürftigem Geſchmack und noch ärmer an Kunſtkenntniſſen, einſeitig vom Studium alter Sprachen, Geſchichte und Fabel aus. Als aber ein durch ſeine Reiſen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunſt mehrſeitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, ſich der Sache angenommen, ſo geſchahen zwar einige Vorſchritte, doch war der Ort ſeines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforſcher der günſtigſte. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Mahlerſchule nachtheilig auf ſeinen Geſchmack und Kunſtſinn; es mußte ihm alſo wohl unmöglich fallen, ſich über alle alten, feſtgewurzelten Irrthümer zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, und werden,

unſerm Zwecke gemäß, die Reſultate ſeiner für Geſchmack, Kunſt und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen anzugeben verſuchen.

Winckelmann erſchien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüſteter Gelehrter. Unter den Kunſtſchätzen zu Dresden hatte er ſich vorher einige Zeit umgeſehen, und ohne Zweifel durch dieſelben ſeine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunſt des Cardinals Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebſt den freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Mengs, müſſen der Entwicklung und Ausbildung des Kunſtſinnes in ihm ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmannen gewonnen, und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunſt aufzuſtellen; *) eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, und hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von manchen geſchieht. Im Uebrigen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, Winckelmann ſelbſt ſey dieſes Unterſchieds ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall,

*) Siehe die Monum. inediti Tratt. preliminare Cap. IV.

wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicherweiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehandelt, dann erglüht nicht ſelten ſein großer, den Alten verwandter Geiſt, und verkündet mit poetiſcher Ergießung die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künſtler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erſcheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier ſowohl als Griechen hätten die bildenden Künſte von den Aegyptern erhalten, widerſprach Winckelmann mit überzeugenden Gründen, und zeigte dagegen, daß ſolche aus dem allen Menſchen inwohnenden Bildungs- und Nachahmungstrieb überall entſprungen ſind. *)

Die Monumente von Aegyptiſchem Geſchmack, über welche, wie oben angemerkt worden, bloß allgemeine und dazu unbeſtimmte Begriffe herrſchten, ordnete er in drey Claſſen, nämlich in ächt Aegyptiſche Arbeiten, in Griechiſche und in Römiſche Nachahmungen derſelben, nach Kennzeichen, die von jedem kunſtgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Iſt man ihm dafür ſchon Dank ſchuldig, ſo erwarb er ſich doch bei weitem noch größere Verdienſte durch ſeine Aufklärungen über die Monumente der Etruriſchen Kunſt. Dieſes Fach

*) Monum. inediti Tratt. prelim. Cap. I.

diente im Bezirk der antiquariſchen Wiſſenſchaften gleichſam zur Polterkammer, wohin alles, was ſchwer zu deuten oder ſonſt nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geſchafft wurde. Die alt-Griechiſchen Werke von Erz und Marmor wurden ſämmtlich dahin verwieſen, ein Gleiches geſchah auch mit den Vaſen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Caylus *) ſogar Aegyptiſche Arbeiten für Etruriſche ausgegeben, und eben dieſer ſonſt verdiente Alterthumsforſcher tadelt einen Pater Pancratius, der von Sicilianiſchen Alterthümern ſchrieb, und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für Griechiſch und nicht für Etruriſch hielt. **)

Dieſe alten, ſchädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beſchnitt Winckelmann ſo zu ſagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für Etruriſch gehaltenen, bemahlten Gefäße in gebrannter Erde ſeyen nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien angeſiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plaſtiſchen Werke vom ſogenannten Etruriſchen Geſchmack, oder wenigſtens einige derſelben, alt-Griechiſche Monumente ſeyn könnten. ***) Wenn er hierüber nicht bis

*) Tom. II. p. XIV. et XI.

**) Tom. II. p. 54.

***) Monum. ined. Tratt. prelim. p. XXXIV. et seq.

zur klaren, vollkommnen Erkenntniß gelangte, ſo geſchah ſolches, wie wir nicht zweifeln dürfen, aus der zufälligen Urſache, weil ihm zur Zeit ſeiner reifern Bildung keine günſtige Gelegenheit ſich darbot, zahlreiche Sammlungen ächt Etruriſcher Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die Florentiniſche Galerie eine aufweiſen kann, mit gehöriger Muße zu durchforſchen.

Wahr iſt es freilich, daß durch die ſeither angeſtellten genauern Beobachtungen der alte Wahn von einſtmaliger Blüthe der Etruriſchen Kunſt und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeſchränkt, hingegen den Griechen ihre frühern Denkmale wieder zugeeignet worden ſind. Aber man muß ebenfalls geſtehen, dieſer Gewinn ſey bloß mit dem uns von Winckelmann nachgelaſſenen Capital erworben; denn was thaten ſeine Nachfolger anders, als in ſeine Fußtapfen treten, und was er begonnen, etwas vorwärts rücken?

Die ſchönen in Griechenland und ſpäter zu Rom entſtandenen Monumente betrachtete Winckelmann zuerſt unter kunſthiſtoriſchen Beziehungen, nach Kennzeichen des verſchiedenen Geſchmacks und Arbeit der verſchiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß ſolches jedesmal mit unverbeſſerlichem Erfolge geſchehen; doch zeigte er, und zeigte zuerſt, wie die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in einer ſteigenden und ſinkenden, von dem Geſchmack, dem Styl und der Arbeit geregelten Folge zu ordnen ſind; auf welchem Wege

allein die in ſchriftlichen Nachrichten ſo mangelhaft auf uns gekommene Geſchichte der alten Kunſt nicht nur vollſtändiger, ſondern auch — und dieſes dürfte der weſentlichſte Nutzen und Vorzug derſelben ſeyn — gleichſam lebendig in den Monumenten ſelbſt dargeſtellt werden kann.

Solche unſchätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unſers Winckelmanns Bemühungen. Lieſ't man indeſſen ſeine Schriften mit prüfender Aufmerkſamkeit, ſo mag ohne Zweifel jede derſelben, auch die letzten ſogar, in manchen einzelnen Puncten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artiſtiſchen weder minder noch weniger gegründete, als von Seiten des literariſchen Theils gegen dieſelben gemacht worden ſind. Allein es wäre unbillige Strenge, ſie auf dieſe Weiſe richten wollen. Ernſte, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk, Geſchichte der Kunſt des Alterthums, müſſen vielmehr jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Menſch allein eine ſolche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten ſowohl als für den Kunſtkenner durchaus fleckenlos ſollte vollenden können. Wäre demnach jemand, der, was Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, ſo widerſprechen wir demſelben nicht geradezu; aber wir ſagen, es ſind große Grundlagen, welche unbeweglich feſt ſtehen, und behaupten überdem laut, in den größten wichtigſten Puncten, welche die

Kunde der ſchönen alten Denkmale fördern können, mag man Winckelmannen keck vertrauen, denn er hat, mehr als kein anderer im Geiſt mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahnet, wenn auch nicht allemal deutlich ausgeſprochen, und obwohl Widerſacher gegen ihn aufgetreten ſind, hat man ſich dennoch genöthigt geſehen, ſeinen Lehren zu folgen.

Zum Beſchluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artiſtiſchen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienſte um dieſelbe betrachtet haben.

In Hinſicht auf beſſere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunſtgeſchichtlichen Beſtimmungen, ſind im Allgemeinen keine bedeutenden Schritte bisher geſchehen. Noch werden die Werke des Aegyptiſchen Geſchmacks in drey Claſſen, nämlich in ächt Aegyptiſche, und ferner in Griechiſche und Römiſche Nachahmungen des Aegyptiſchen Geſchmacks abgetheilt; die Kennzeichen aber der frühern und ſpätern Werke jener erſten Claſſe ſind noch immer nicht erforſcht.

Beinahe ſtillſchweigend bequemte man ſich, die Denkmale der uralten ſteifen, ſonſt für Etruriſch gehaltenen Manier als alt-Griechiſche Kunſtwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieſer beſſern Erkenntniß darf Winckelmanns Nachfolgern nicht ſehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweiſen

der bemahlten Gefäße in gebrannter Erde zu den Griechiſchen Monumenten, ein ſolches Vorrücken, man möchte wohl ſagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch was zur beſſern Kunde der ſchönen Griechiſchen und Römiſchen Kunſtdenkmale geſchehen oder unternommen worden, ſo findet ſich, daß auch hierin ſeit Winckelmanns Zeit überhaupt keine beträchtlichen Vorſchritte gethan worden ſind. Zwar haben die ſtimmeführenden gelehrten Forſcher die Darſtellungen einiger alten Monumente, mit achtungswerthen Kenntniſſen ihrer Art, gut und wahrſcheinlicher ausgelegt; aber da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen ſoll, wo Kunſtwerth, Zeitgeſchmack und Styl zu erkennen, zu würdigen waren, leiſteten ſie wenig Nutzbares; ja bei genauer Rechnung dürfte die Summe des verdunkelten vielleicht nicht geringer, als die des aufgeklärten ausfallen. Viel zu oft ließ man ſich von unſichern, äußern Kennzeichen oder von zufälligen Aehnlichkeiten der Monumente zu Trugſchlüſſen und Sünden wider den Geiſt der Kunſt verleiten, der doch vor allem andern erwogen und geehrt werden ſollte. Denn wo ließe ſich mit mehrerer Sicherheit ein Maßſtab zu Beurtheilung der Kunſtwerke finden, als in der Kunſt ſelbſt? Hieraus folgt aber keineswegs, daß andere Merkzeichen als ſolche, die aus dem Inneren, Geiſtigen alter Kunſtdenkmale abgeleitet werden, ohne weitere Bedingung verwerflich ſeyen. Kein Verſtändiger wird Nachrich-

ten, von welcher Art ſie ſeyn mögen, oder Bemerkungen, die dem Stoff gelten, oder andere Umſtände, welche Licht und Leitung gewähren können, verſchmähen; er wird vielmehr jeden Nebenumſtand in Erwägung ziehen, prüfen und vorſichtig benutzen, aber den höher begründeten Anſichten auch jedesmal den höhern und entſcheidenden Werth zugeſtehen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforſcher über ſeine Vorgänger, Zeitgenoſſen und berühmteſten Nachfolger behauptet, die Urſache warum, ungeachtet einſeitiger Anfechtungen, ſeine Schriften ernſtmeinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben ſind, beſteht in dem Zuſammenwirken gelehrter Kenntniſſe mit lauterm Kunſtſinn: Eigenſchaften, die ſich in ſolchem Maße ſonſt nie vereint gefunden, und zugleich Eigenſchaften, die keinem Alterthumsforſcher zu erlaſſen ſeyn dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuſchreiten gedenkt. Ein geübter Geſchmack allein wird, ohne hinlängliche Bekanntſchaft mit der alten Literatur, nicht überall ausreichen, noch weniger ſind bloß gelehrte Kenntniſſe zulänglich, wenn ſie nicht durch richtigen Geſchmack unterſtützt und von der Fähigkeit begleitet ſind, den Geiſt der Alten, den höhern poetiſchen Gehalt ihrer vorzüglichſten Kunſtgebilde aufzufaſſen. Hätte Mengs literariſche Kenntniſſe beſeſſen und minder ängſtlich die Formen verehrt, wahrſchein=

ſcheinlich würde mehr Harmonie zwiſchen ſeinen frühern und ſpätern Meinungen, über die berühmteſten antiken Statuen, zu bemerken ſeyn, oder deutlicher geſagt, er würde, was er unter Winckelmann's Einfluß gut und richtig begriffen zu haben ſchien, durch ſpätere Aeußerungen nicht aufheben. Hätten die ſeit Winckelmann aufgetretenen gelehrten Forſcher einer an den alten Monumenten geſchärften Unterſcheidungsgabe der Verſchiedenheiten des Styls, der Arbeit und des Geſchmacks nicht gar zu oft ermangelt, hätten ſie ſich vom Stoff oder vom Wort weniger beſtechen laſſen, ſo würde mancher, den Gang der antiquariſchen Wiſſenſchaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben ſeyn, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winckelmann's ergänzen vortrefflich das Bild, das man ſich von dem großen und liebenswürdigen Menſchen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geſchenk alle Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betriebenen Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Briefe nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weßhalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Nöthenitz an, auf ſeiner ſchönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubte, das über jeden Schritt ſeines Lebens mit ſichtbarer Macht gebot.

Zu bedauern iſt es indeſſen, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß ſeiner erſten Bildung haben. Denn

ſeitdem es den Erziehungskünſtlern gelungen iſt, dem Genius der Zeit gehorchend, die meiſten zur Veredlung und Würde des Geiſtes führenden Studien zu verſeichten, und die beſten Kräfte faſt allein ſolchen Wiſſenſchaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Waſſer gedeihen, ſeitdem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geſchichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hinderniſſen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angeſtrengte Kraft das Höchſte in dem gewählten Kreiſe erſtrebten. So etwas gab uns vor kurzem über ſich ſelbſt der geiſtvolle Hiſtoriker Schlözer, in einer Schrift, die in gewiſſen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten ſeyn ſollte. Auch leben noch etliche andere Männer, von welchen ſich einſt etwas Aehnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darſtellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch ſie ſich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entriſſen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünſchte nicht etwas der Art von deſſen eigener Hand geſchrieben? Seine Kindheit, das entſcheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutſchland

bei feſt beſtehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einſichten vieler Lehrer weniger ſchädlich wurden, wo in den Häuſern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte kräftige Charaktere erwachſen; wo das Geſchäft, Menſchen zu bilden, noch nicht mit Anſprüchen ſpeculativer Wiſſenſchaft erſchienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, faſt ohne die dunkelſte Idee von Kunſt trefflich ausgeführt wurde.[1]

Mag jedoch die erſte Bildung, die W. erhielt, mehr darauf gegangen ſeyn, in ſeiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es iſt ſehr wahrſcheinlich bei den leichten Anſtalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur deſto glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon ſagt, gleich dem Golde der Atheniſchen Burg, bloß ſorgſame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünſtler, der ſelbſt dem Göttlichſten ſeinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's gelehrten Kenntniſſen aber ſcheint fremde Pflege den geringſten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, deſſen Führer er wurde, ließ ihn für dieſen Dienſt in ſeiner kleinen Bibliothek ſchalten, woraus er nach dem Antriebe ſeiner gutartigen Laune las, am meiſten alte Sprachen. Er vernachläſſigte darüber, wie man uns berichtet, faſt alle

Uebungen in der Mutterſprache, d. i. in dem modiſchen Deutſch oder Undeutſch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen Unheil geſchehen zu laſſen; obwohl ſchon einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menſchen ſtrafbar fanden. Bei ihm ſelbſt leſen wir hier die Aeußerung, daß er beinahe in allem ſein eigener Lehrer geweſen. Die allgemeinern Vorkenntniſſe in Geſchichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweiſung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbſtbildung ihn glücklicherweiſe ſeine Umſtände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den akademiſchen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berliniſchen Gymnaſien, und ſetzte dabei jenen Unterricht fort; doch erwähnt niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den claſſiſchen Sprachen und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa ſolche, wie die fleißigen Verfaſſer der Märkiſchen Sprachlehren waren. Wie es ſcheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals ſolche Schulmänner an den meiſten Orten ſeltner wurden.

Eben ſo unbedeutend und von ſchwachem Einfluß auf ſeine Entwickelung muß ſein Halliſches Leben geweſen ſeyn, beſonders in Anſehung der Kenntniſſe, auf denen die Unſterblichkeit ſeines Namens beruht. Es muß ein ſeltſam planloſes und zerſtücktes Studiren geweſen ſeyn,

das er hier in's dritte Jahr fortſetzte. In Fridericiana, ſchreibt er dem Grafen Bünau, parum ſuppetiarum fuit ad manum, Graeca auro cariora. Eigentlich bekannte er ſich nach dem Wunſche ſeiner Angehörigen zum Theologen; allein ſo wenig er ſich den der Armuth behülflichen Anſtalten des Waiſenhauſes näherte, eben ſo ſelten ſcheint er die theologiſchen Hörſäle beſucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hieſigen Lehrern als den ſeinigen. Dieß iſt ein gewiſſer Gottfr. Sellius, *) ein ſchon längſt in Deutſchland verſchollener Mann, von mannichfacher und achtungswerther Gelehrſamkeit, der in der Welt, wie in den Wiſſenſchaften, etwas wild umherſchwärmte, und durch mancherlei böſe Gerüchte ging, wozu auch jenes bei W. gehört; endlich beſchloß er ſeine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als Franzöſiſcher Schriftſteller und Lohn-Ueberſetzer. Es hat viele Wahrſcheinlichkeit, daß er derſelbe ſey, den W. in einem Briefe an Walther **) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin W. im Jahr 1738 kam, ſtand dieſer Sellius auf ein paar Jahre als Profeſſor der juriſtiſchen und philoſophiſchen Facultät; vorher hatte er ſich in Holland aufgehal-

*) S. 70. dieſer Briefe.

**) S. 325. Daßdorf. Samml.

ten, wo er 1733 die gerühmte Schrift: **Historia naturalis teredinis** ſchrieb, worauf er theils weniges Juriſtiſches, theils 1738 eine Experimental-Phyſik herausgab. Ob er vielleicht in dieſer Wiſſenſchaft, oder in welcher ſonſt er unſern W. zum Zuhörer hatte, iſt unbekannt; aber es hat das Anſehen, als ob der Jüngling nur ſolche Vorleſungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrſamkeit oder Geiſt der Unterſuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenſtände ſie gingen. So verſichert er von ſeinem folgenden Aufenthalte zu Jena, daß er ſich dort den mathematiſchen und mediciniſchen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiſte Neigung) und dem Jenaiſchen Hamberger, der als Profeſſor der Phyſik und Medicin eben in ſeiner Blüthe ſtand, vieles verdanke. Noch verdient von Halle nicht vergeſſen zu werden, daß hier die Ludwig'ſche Bibliothek, die mehrmals, wie es bei fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, W. ein ganzes halbes Jahr hindurch die erſte Gelegenheit gab, ſich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Beſitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und Deutſchem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum ſollte man meinen, es könnte jemand nach ſolchen Studien ein ehrſames Zeugniß von der Univerſität mitnehmen, ſofern dergleichen Papiere auf den Beſuch von Vorleſungen gehen, um wo möglich ein hand-

werksmäßiges Studiren unter öffentlichem Anſehen zu begründen. Reif war W. vollends wohl zu keinem landüblichen Berufe, am wenigſten zu dem ſeinigen, der ihm ſelbſt noch verborgen war. Wahrſcheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutſchland für die Elemente ſeiner nachmaligen Lieblingskenntniſſe viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrſamkeit und Gründlichkeit im Studiren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der claſſiſchen Literatur, Chriſt eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibſeln alter Kunſt bekannt machte, und durch Vortrag beſſer als durch ſeine helldunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß W., als er bei'm Grafen Bünau war, oder zunächſt während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handſchriftlich herumgehenden Heften des Chriſt'ſchen ſogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, ſelbſt über das Techniſche der Kunſtwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geiſt des Alterthums ziehen konnte. Gegen die ſpäter auftretenden Kunſtſchwätzer ſtand aber jener Mann wirklich ſehr hoch; auch bezeigt ihm hie und da W. ſeine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreiſes, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Univerſität lebte, und das Getreibe der Wiſſenſchaften mit anſah, oder auch ſelbſt

nähern Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie ſelten die vorzüglichſten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewieſen wurden. W. ſcheint ſeiner eigentlichen Beſtimmung erſt in den acht Jahren, die er theils als Hofmeiſter, theils als Conrector der Schule zu Seehauſen verlebte, um etwas näher getreten zu ſeyn. In der letztern Stelle fing er zuerſt ein eifrigeres Studium der Griechen an; ſo daß er dem Gr. Bünau rühmen konnte, er lege den Sophokles nicht aus der Hand, und habe ſein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorſchlägen zur Verbeſſerung des Textes beſchrieben. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für Griechiſche Literatur erſchienen, und er ſah ſich ohne Zweifel auf die Heroen dieſer Wiſſenſchaften aus dem 15ten Jahrhundert eingeſchränkt. Denn in Deutſchland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienſte von Brot erwerbenden Disciplinen. Glaubte man doch noch viel ſpäter nicht, daß ſolche Kenntniſſe als unabhängig und für ſich beſtehend auftreten könnten; einer der lauteſten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde völlig um ſie geſchehen ſeyn, wenn ſich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris eröffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um ſich beſſer zur Aus-

legung des göttlichen und des Juſtinianiſchen Wortes vorzubereiten, wiewohl einige hervorſtechende Männer die Sache wenigſtens gründlicher trieben, und ſelbſt im Latein correcter ſchrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, ſeit dem Aufkommen der Deutſchen Geſchmackslehre (Aeſthetik von αἴσθω, ich ſchmecke, wie Meier ableitete) von den meiſten Philologen geſchah.

W. erlebte die Frankfurter Aeſthetik noch in Deutſchland (1750), welcher zwey Jahre ſpäter die erſte Baſedowiſche Ankündigung der Inusitata et optima methodus erudiendae juventutis honestioris nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch jetzt nicht weit über unſere Gränzen gekommene Wiſſenſchaften haben ſeitdem in Deutſchland ſo viel Papier gefüllt, und ſo viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derſelben wohl ein beiläufiges Andenken verdienen, wenn gleich W. an keiner von beiden Antheil nahm. Ihm wäre eher zu wünſchen geweſen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwey andere Deutſche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um nach älterer guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, die er der Seehäuſer Jugend mit gar nicht allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schickſal zeigte W. einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr ſchaffen ſollte, die von den Beſten vorhin

einſeitig, von wenigen ſtillen Kennern mit Geſchmack, von niemand mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Vorkenntniſſe, mit Einſicht in die Kunſt, und mit einem dem Alterthum gleichgeſtimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er ſeit ſeinem dreyßigſten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen B. hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erſt lernte er ohne Zweifel die beſſern Subſidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntniſſen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meiſten auszeichnet, iſt die nüchterne Selbſtſtändigkeit, womit er ſich den Verführungen entzog, denen der Ueberfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf ausſetzt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne ſich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Inſignien der Buchdrucker und andere typographiſche Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufladet, und darüber die Denkwürdigkeiten der Literatur verſäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunſener Compilator, der höchſtens in der Alterthumskunde ſich dem kleinen Dienſte widmet, um hie und da ein hiſtoriſches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfaſſenden Schriftſteller zu bereiten. W. ſcheint ſeinen ſubalternen Bibliothekdienſt, außerdem daß er ihm

das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einſammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantiſch einſeitiger Kenntniſſe genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulſtaube gezogen, machte ihm dabei ſolche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für deſſen Reichsgeſchichte, für Deutſches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth ſeyn konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er ſich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, ſondern auch einige der großen Schriftſteller Griechenlands im Zuſammenhange geleſen haben. Zu dem erſteren Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inſchriften nützlich ſeyn, in deren Mitte auch Caylus ſeine antiquariſche Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienſt dieſer gelehrten Geſellſchaft um die fruchtbare und den Bedürfniſſen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um ſo weniger, da Deutſche Philologen der letzten Decennien, die den Strom ſolcher Kenntniſſe auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muſter der Franzoſen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. W's wohlgeordnete Lectüre zeigte ſich demnach gleich in den erſten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nachher aber, als er zum Schauen alles deſſen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher lite=

rariſchen Kunde aller Zeitalter ſieht man ihn hervortreten und ſich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die meiſten derſelben, wie auch der Graf Caylus, mühſam zuſammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenſtandes diente, fließt W. aus den öfter beſuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; ſelten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren: das Ueberflüſſige hingegen verſchmäht er und allen Citatenprunk, den der Unbeleſene ſo leicht aus den rückwärts durchmuſterten Büchern (wie Cacus die geſtohlenen Rinder in ſeine Höhle ſchleppte) zur Blendung blöder Augen zuſammenführt. Seine Maxime, nicht zwey Worte zu gebrauchen, wo ſich mit Einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieſer Hinſicht zur Richtſchnur, und gibt allen ſeinen Schriften ein ſchönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächſt, daß ſeine mehreſten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie ſchon die Menge verräth, die er in 13 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Wegſendung einer Handſchrift weit gelehrter war als ſein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der ſich meiſtens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zuſätze und Verbeſſerungen zu geſtatten. Nicht jeder möchte unter dieſen Umſtänden gern geſchrieben haben. Was würde er, der beſonders zur Aufklärung der Zeitgenoſſen jenſeits der Alpen arbeitete, in

ſpätern Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz gerichtete, ſorgſam glättende Kritik dem Aufſchwunge der Begeiſterung nicht mehr Eintrag thun konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erſchienenen Forſchungen über das literariſche Alterthum verſehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade dieſe günſtigere Lage war es ja, was manchem Gegner W's die Feder in die Hand gab. Die beſten unter ihnen hätte ſich W. zu Herbeiſchaffung tüchtigen Stoffes für die Geſchichte der Kunſt wünſchen mögen; ſo aber bearbeitete er darin einen Boden, worauf er ſo wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere Ueberlegung vor einer ſolchen Arbeit erſchrocken wäre. Denn welche Maſſe einzelner kleiner Data müſſen wohl durchforſcht beiſammenſeyn, um in dieſem Theile von Geſchichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein ſchwerlich gedachte er ſelbſt ein Werk zu verfaſſen, deſſen Werth in durchgängiger Fehlerloſigkeit aller hiſtoriſchen Angaben beſtände, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt: es gibt eine Menge fleckenloſer Bücher, in denen juſt ſo viel Gutes iſt, als ein Compilator wieder ausziehen mag; und treffend iſt auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetiſchen ſagt, daß ein hoher Geiſt, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor dem geiſtloſen Fleiß verdiene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fordern die Geſetze geſchichtlicher Unterſu-

chungen, ſo wie die philologiſche Kritik, die Baſis derſelben, eine ſeltene Miſchung von Geiſteskälte und kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an ſich geringfügige Dinge, mit einem alles beſeelenden, das Einzelne verſchlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungeweihten ein Aergerniß iſt. Unſerm W., man muß es geſtehen, fehlte jenes gemeinere Talent, oder es kam vielmehr bei dem Mangel vollſtändiger Vorbereitung zu ſeiner Kunſtgeſchichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach ſeinem Eintritt in Italien ſich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geſchichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt fing er an, den Gelehrten, deſſen Kenntniſſe bloße Notizen ſind, als Schriftgelehrten zu verachten, und ſich nicht einmal um die hiſtoriſchen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen undeutſchen Stolz erkannt, und ich werde ihn deßhalb nicht eben loben. Aber ſehr verzeihlich dünkt mich dieſe Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülfsmitteln beſſer ausgerüſtete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sandſteinen wühlen ſah, theils ſolche, die ſich gern zu Forſchungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten, von dem Anſchauen derſelben ausgeſchloſſen, ihres Zwecks verfehlen, und ſich in das Philoſophiren über Gegenſtände, die man nicht genug kannte, zurückziehen. Denn ſo halfen ſich damals einige beſſere Köpfe außer Italien,

während andre bloß Nachrichten von Kunſtwerken ſammelten, wie jemand deren über Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſammeln kann, der niemals einen der großen Schriftſteller aus langer kunſtgerechter Betrachtung, ſondern aus fremden Erzählungen, höchſtens aus untreuen Ueberſetzungen kennen lernte, oder wie man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in ſich ſelbſt, oder den vollen Geiſt in ſein eigenes Weſen aufgenommen zu haben.

Indem W. dieſes that, war es ihm möglich ſich zu dem zu erheben, was die Blume aller geſchichtlichen Forſchung iſt, zu den großen und allgemeinen Anſichten des Ganzen und zu der tiefſinnig aufgefaßten Unterſcheidung der Fortgänge in der Kunſt und der verſchiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieſes Hauptverdienſt W's maße ich mir keine entſcheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieſes Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verſchloß. Nur von W. als Gelehrten wollte ich einiges ſagen, worauf mich die Leſung dieſer Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu gehen, iſt meine Abſicht nicht; ſonſt würde ich, neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus treffli-

cher

cher Sprach= und Sachkenntniß geſchöpfter Erklärungen und Kritiken als Muſter aufſtellen. Auch iſt es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß ſelbſt aufgab, während er fremde Beiträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollſtändige Wortregiſter über die Griechiſchen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjectanea in Graecorum auctt. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar ſeinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorſatz faßte, an die philologiſch=kritiſche Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweiſen, der ihn früher zu dem Idealiſchen in allen ſeinen Studien begeiſtert hatte, anders leſen als Nachbar Fiſcher mit ſeinem Möris, Thomas Magiſter und allen übrigen Magiſtern, die das Attiſche und gemeine Griechiſch bei ihm unterſchieden. Gleichwohl ſcheint es nicht, als ob ein Commentar von W. über Platon, in philologiſcher Hinſicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrteſten Kenner des Griechiſchen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und geſunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valckenaer, die um dieſelbe Zeit, wo jener

ein paar Stücke des Aeſchylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, iſt er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von ſolchen Schätzen alterthümlicher Gelehrſamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

W. hatte einmal, ſeitdem er die Alten genauer zu ſtudiren begann, ſein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunſt und Künſtler mehr oder weniger bezüglich iſt; er hatte ſelbſt hierin lange nicht alles erſchöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es ſich nicht aus, ſondern an ihnen lernen läßt — ihren Geiſt. Mit dieſem Geiſt ſchrieb er alles, vornehmlich die Geſchichte der Kunſt; dieſer zeigte ſich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meiſten Fehler ſind, möchte man ſagen, von der Art, wie ſie gerade ein Grieche vor der Alexandriniſchen Periode, d. i. vor der Ausartung des Griechiſchen Genius hätte begehen können, und an deren Verbeſſerung ſich die nachherigen Grammatiker in den Muſeen müßig üben mochten. Indeſſen wer ſollte nicht wünſchen, daß den W. Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geſchichtforſchern widerführe, daß ſich ſogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der ſtrengſten Wahrheit ohne Leidenſchaft anzuzeigen, wenn

W. bald etwas anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als ſie enthalten, bald ſonſt den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun ſcheint. Auch verdiente beigetragen zu werden, was ſich aus der Münzkunde, der er den wenigſten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Beſtätigung ſeiner Ideen ergibt. Es ſollte überall geſchehen, was W. ſelbſt, in Verbindung mit Leſſing, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks ſeiner Laufbahn hätte thun können, um ſeine Grundſätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derſelben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher ſo viele größere und kleinere Erſcheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetſcher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunſch einer vollſtändigen Sammlung der Schriften Winckelmann's unter dem Volke rege werden, das ihm ſo vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathſam und der Wiſſenſchaft förderlich, ſowohl das, was andere bereits gegen ſeine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Geſchähe dieß in Verbindung mit ächten Freunden und Kennern der Kunſt, ſo wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann

deutlich werden, wie ſich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in dieſem Bande dem Publicum Vorgelegte hiezu Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

Philipp Hackert.

Der

Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürſtin von Rußland

Erbprinzeſſin

von Sachſen=Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Digitized by Google

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen Hoheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannichfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hoheit neben ſo vielen andern Gaben die herrlichſten Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit

mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16 Febr. 1811.

unterthänigſter Diener
J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert iſt zu Prenzlau in der Ucker-mark am 15 September 1737 geboren. Sein Vater, eben deſſelben Vornamens, Porträtmahler aus Berlin, war anfänglich im Dienſte des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, ſodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Kö-nigsberg gebürtig, mahlte unter Friedrich Wilhelm dem Erſten.

Philipp Hackert war von ſeinen Eltern dem geiſtli-chen Stande gewidmet, und ſollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, beſonders aber in den Orientaliſchen Sprachen, unterrichtet wer-den; allein ſein ausgezeichnetes Kunſttalent entwickelte ſich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend ei-nem Studium, das nicht mit der Mahlerey in Verbin-dung ſtand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unauf-merkſam in jeden andern Lehrſtunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm in's Gedächtniß oder unter die Au-gen kam, und ſo ließ man ihn nur die nothwendigſten

beſuchen und ſonſt recht viele Zeit zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Zeichnen und Mahlen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten Maßſtabe, in Oel copirt; und da ſein Vater eine außerordentlich ſchöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, ſo mahlte er Blumenſtücke nach der Natur, und half ſeinem Vater bei verſchiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Dieſe kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürſtlichen Hof, wenig für die Kunſt zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künſtlers eben nicht ſonderlich günſtig ſeyn; weßwegen ihn ſein Vater im Jahre 1753, in ſeinem ſechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus ſeines daſelbſt angeſeſſenen Bruders ſchickte, unter deſſen Aufſicht und Leitung er ſeine Talente ausbilden ſollte. Dieſe war denn aber bloß mechaniſch: denn der Oheim, der ſich nur mit Decorationsmahlerey auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin ſehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Waſſerfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunſtbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, ſondern bediente ſich vielmehr der

Kenntniſſe, der größern Fertigkeit und des beſſern Geſchmacks ſeines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwey Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er ſeine techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er ſich, aus Gutmüthigkeit und Freundſchaft für ſeinen Onkel, ob ihm gleich dieſe Art von Thätigkeit keineswegs anſtand, nicht ſobald zu einer Veränderung ſeiner Lage entſchließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weiſe in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden der Kunſt zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derſelben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entſchloß er ſich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um ſo fleißiger beſchäftigt, getreue Copien von guten Gemählden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu ſeinem eigenen Studium und beides zu ſeinem Unterhalte, für den er nun allein zu ſorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals ſchon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit ſeiner außerordentlichen Liebe zur Kunſt, ihm in der Folge ſo ſehr zu Statten kam und ihn bis an ſein Lebensende nicht verließ. Zugleich verſäumte er nicht, ſich Gönner und

Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterſtützung nützlich werden konnten.

Beſonders glücklich ſchätzte er ſich in der nähern Bekanntſchaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um deſſen Achtung er ſich lange beworben hatte, bis ihn derſelbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienſtes, den ihm der junge Künſtler leiſten konnte, näher kennen und ſchätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte ſich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundſätzen und Erfahrungen, und mit chemiſchen Verſuchen, die ſich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, ſich der Leimfarben bei'm Mahlen zu bedienen, nicht den geringſten Begriff. P. H. theilte ihm mit Vergnügen ſeine Kenntniſſe mit; und da Herr Le Sueur bei dieſer Gelegenheit deſſen gründliche Einſicht in andere Theile der Kunſt und ſein ungemeines Talent entdeckte, ſo beförderte er, auf die verbindlichſte Weiſe, die Studien des jungen Künſtlers ſowohl in ſeinem eigenen Hauſe als durch beſondre Empfehlung, ſo daß derſelbe auf dieſem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweyten, durch den Director Oeſterreich und den Handelsmann Gozkowsky, eine Sammlung anſchaffte, und ſonſt auch mit Gemählden handelte. Dieſer gab dem jungen Künſtler Gelegenheit, durch Copiren der beſten Bilder ſo viel Geld, als

er zu ſeinem bequemen Unterhalt und zu Fortſetzung ſeiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieſer Zeit hatte er unter andern zwey kleine, von Querfurt vortrefflich gemahlte Landſchaften copirt, die er ſeinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche dieſem, da er ſie eben ſo meiſterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergeſtalt gefielen, daß er den Künſtler beredete, ſich vorzüglich und ausſchließend der Landſchaftsmahlerey zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterſtützung und Vorſchub zu leiſten ſich erbot. Dieſer durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath beſtimmte Hackerten für dieſe Gattung, und ſchenkte der Welt einen der beſten Meiſter in derſelben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienſt ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanenfeld, Moucheron, Berghem, Aſſelyn u. ſ. w., welche bald durch den Hofrath Trippel in's Publicum zerſtreut wurden, und, ohne den Künſtler weiter bekannt zu machen, verſchwanden, bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe, was ihm von ſchönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landſchaftsmahler

nicht günſtigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufſtieg.

Unter ſolchen Studien vergingen drey Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von ſeiner Arbeit zu Geſicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erſte Erſcheinung der Werke eines jungen Künſtlers deſſen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entſcheiden pflegt, ſo war Herrn Le Sueur's verſtändiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anſpruch auf Beifall, und nicht bloß auf precaire Nachſicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im ſiebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen 500 Franzöſiſche Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntſchaft machten, und gelegentlich an Hackert's Arbeiten Gefallen bezeigten, ſo veranſtaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu ſeiner Kunſtbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militäriſchen Kunſtfreunden überlaſſen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge ſeinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Dieſe auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes ſetzte P. H. in den Stand, die ſeiner Kunſt unentbehrlichen Hülfsſtudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzu-

zuſetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie ſchon die erſten Gründe der Geometrie, Architektur und Perſpective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollſtändiger, indem er wöchentlich dreymal mit Profeſſor Wagner Privatſtunden in ſeiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an ſeinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer beſſer von Statten gingen. Auch hatte er während dieſer Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für ſeine Einſichten überaus zuträglich und ihm ſehr erwünſcht war, mit Herrn Sulzer Bekanntſchaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunſtfreunden er die meiſten Abende in Geſellſchaft zubrachte.

Der Umgang mit ſolchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch ſie zu einem guten geſellſchaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für ſein perſönliches Verdienſt günſtige Meinung erweckt wurde; ſondern der Geſchmack und die ungemeinen Kenntniſſe dieſer Männer ſchärften ſein Gefühl und ſein Nachdenken; ja er war gewohnt, ſich bei jeder Wahl auf das Urtheil derſelben zu verlaſſen. Dieſes gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Dieſem Manne verdankt Hackert einen großen Theil ſeiner früheren Bildung; auch ſprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und deſſen Wörterbuch blieb dem Künſtler bis an ſein Ende kanoniſch.

Mit vielem Fleiße ſetzte er immer ſeine Arbeiten fort,

obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, beſonders als der General Haddick mit ſeinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Ruſſen und Oeſterreicher Berlin heimſuchten. Doch hinderte dieſes nicht den Fortſchritt ſeiner Kunſt, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, beſonders nachdem er mit zwey vorzüglich gelungenen Gemählden, auf Anrathen ſeines Meiſters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Dieſe beiden Bilder, welche Ausſichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorſtellten, und die gewiſſermaßen als Erſtlinge ſeiner Kunſt angeſehen werden können, da vorher ſelten etwas von ſeiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künſtlern und Liebhabern eine glückliche Senſation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin ſo merkwürdige Mann, übernahm ſie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indeſſen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig mahleriſch Intereſſantes dem Künſtler darſtellte, ſo war ſchon lange in ihm der Wunſch rege geworden, ſein Talent durch Reiſen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieſes Bedürfniſſes, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reiſe in die Schweiz behülflich zu ſeyn: denn eine ſolche Reiſe, auf ſeine eigenen Koſten, beſonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines

unſichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorſicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen ſollen. Doch fand er bald darauf wenigſtens eine andere Reiſe zu machen Gelegenheit.

Erſter Ausflug.

Herr Sulzer hatte um dieſe Epoche Herrn Spalding, damaligen Propſt in Barth, und auf eben derſelben Reiſe, den Baron Olthoff in Stralſund, welchem Gelehrte und Künſtler gleich willkommen waren, beſucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente ſeines jungen Freundes, demſelben die Erlaubniß bewirkt, perſönlich aufwarten zu dürfen.

P. H. trat alſo im Julius 1762, in Geſellſchaft des Porträtmahlers Mathieu, die Reiſe nach Stralſund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung ſeines Hauſes beſchäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie auf's freundſchaftlichſte aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte ſeine Gegenwart ſeinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus beſſern Geſchmack ein, und decorirte ſelbſt einen großen Saal mit Architekturſtücken und Landſchaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der

Inſel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheirathet, bei ſeiner alten Mutter, ſo viel es ſeine wichtigen Geſchäfte zuließen, gern wohnte, viel Geſellſchaft annahm, und nebſt einem jungen Spalding, die drey Gebrüder Dunker, ſeine Neffen, durch einen geſchickten Hofmeiſter, den er aus Sachſen hatte kommen laſſen, unter ſeinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas ſchönere und mannichfaltigere Gegenſtände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte P. H. zugleich, zum Zeitvertreibe, ſechs kleine Landſchaften, welche Ausſichten der Inſel Rügen vorſtellen und ſich unter den Blättern ſeiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweiſung als das Buch von Abraham Boſſe: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Preſſe, auf Gyps gemacht. Indeſſen war ihm ſein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rückſicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Geſellſchaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im May 1764 reiſte Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit ſich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künſtler ſammelte ſich wieder eine Menge Studien, mahlte während des Sommers eine Ausſicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder

nach Stralſund zurück. Hier, in dem Hauſe des Barons, wo alles Liebe zur Kunſt und Geſchmack an ſolchen Beſchäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Geſellſchaft, welcher unausgeſetzt Gelehrte und Künſtler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemahlt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in ſchwarzer und weißer Kreide, und vollendete in ſeiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinett in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den erſten Grundſätzen der Kunſt unterrichtet, ſo daß dieſer ſein theologiſches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunſt vertauſchte. Als dieſer den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre geſehen, entſchloß er ſich, ſeinen Neffen unter Hackert's Aufſicht nach Paris zu ſchicken.

Reiſe nach Paris.

Sie reiſ'ten beide im May 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen wollten. Die Kaufleute, an die ſie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen beſtimmt war. Sie ließen ſich überreden, dieſe Reiſe zu Waſſer zu machen, wobei ſie an Zeit und Koſten zu gewinnen hofften; allein ſehr ſchlecht entſprach der Erfolg ihren

Erwartungen: denn unausgeſetzt conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von ſechs Wochen an Englands Küſte zu landen, wo ſie denn nach Dower gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzuſetzen.

Dieſe zufällig längere Seereiſe hatte indeſſen auf Hackerts Talent einen ſehr wohlthätigen Einfluß; denn da ſie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drey verſchiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückſtadt auf der Stoer lange auf günſtigen Wind warten mußten, ſo zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenſtände, Seeſtücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem ſeinigen am nächſten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matroſen, wie ſie ſich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darſtellten; und ſomit erweckte dieſer Zufall in ihm zuerſt den Geſchmack an Seeſtücken, den er nachmals mit dem glücklichſten Erfolg cultivirte.

P a r i s.

Im Auguſt 1765 langte P. H. mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieſer kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn

Hallé; wobei er jedoch immer unter Hackert's Aufſicht blieb, indem er fortfuhr, bei demſelben zu wohnen.

Der bekannte Kupferſtecher Wille hatte beide mit ſich auf's Land genommen, um daſelbſt gemeinſchaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen armſeligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obſtbäumchen ängſtlich auf ein Quartblatt zuſammenzuſtoppeln, konnte P. H., deſſen Auge und Hand an große Gegenſtände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in ſeiner Art, wenn ſich auch nur eine einzelne ſchöne Baumpartie, ein bedeutender Felſen zeigte, dieſe ſogleich zum Gegenſtand wählte, um ſich in ſeiner Kunſt fortwährend zu ſtärken.

Sobald er in Paris durch ſeine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er ſeinen Bruder, Johann Gottlieb, der ſich eben dieſer Art von Landſchaftsmahlerey gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er ſelbſt in Geſellſchaft der Herren Perignon und Grimm eine Reiſe zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Abſicht, bei jeder ſchönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die intereſſanteſten Ausſichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumſtände des Baron Olthoff hatten ſich indeſſen ſehr verfinſtert. Er war zu Betreibung der noch rückſtändigen, von ihm während des ſiebenjährigen Krieges, gemeinſchaftlich mit dem Kammerrath Gieſe, für die Schwediſche Armee gemachten

Geldvorſchüſſe nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenparteÿ die Oberhand behielt, ſo wurde er eines beträchtlichen Theils ſeiner Forderungen für verluſtig erklärt, und ſo war ihm die fernere Unterſtützung ſeines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienſt für deſſen Unterhalt ſorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntſchaft mit den vornehmſten Künſtlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunſt des Biſchofs von Mans aus der Familie der Fürſten von Monaco Grimaldi. Dieſer ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landſitz Ivri kommen, um die ſchönſten Ausſichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu mahlen; welche Arbeit ihm ſehr gut gezahlt wurde, während deſſen zugleich ſein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verſchiedener Staffeleygemählde, nach den von P. H. zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn anſehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern ſchon zu Anfange des zweyten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Exiſtenz ſicherten, zu deren wachſender Verbeſſerung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indeſſen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landſchaften

gekommen, und dieſe Art Mahlerey gefiel ſo durchgängig, daß jederman kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemählden und Handzeichnungen verziert begehrte. Beſonders hatte Herr Boucher, erſter Mahler des Königs Ludwig XV, eine ganz entſchiedene Vorliebe für dieſe Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemählde als ganz allerliebſte Producte der Kunſt in allen Geſellſchaften und hatte ſelbſt in ſeinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert ſahen, wie leicht es ſey, von dieſem leidenſchaftlichen allgemeinen Geſchmacke des Pariſer Publicums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten ſich daher ſogleich Gouache-Farben, und nachdem ſie einige kleine Stücke in dieſer Manier gemahlt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieſer die neue Arbeit mit ſo viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für ſich kaufen wollte; ſie aber vertauſchten ſolche lieber gegen einige ſeiner Zeichnungen, und ſo wurden auch dieſe kleinen Landſchaften im Cabinette ihres geneigten Freundes aufgeſtellt.

Dieſe Gemählde vermehrten in kurzer Zeit den Ru und die Bekanntſchaft der beiden Künſtler in Paris ſo ſehr, daß ſie unausgeſetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Beſtellungen, als ſie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten ſie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Geſellſchaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und

von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu ſammeln.

Man hatte ſich indeſſen, von der Provence aus, bei Herrn Joſeph Vernet nach dem beſten Künſtler in Paris erkundigt, welcher ſeinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die ſo berühmten Vernetiſchen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferſtich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künſtler ſchlug P. H. zu dieſer Arbeit vor, und ſie gelang ſo gut, daß beide Copien mit einem anſehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet beſtimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemählde zur Verſendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, ſchnitt irgend ein niederträchtiger Menſch, vermuthlich aus Eiferſucht, heimlicherweiſe das Bild der Tempête mit einem Meſſer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geſchickt und glücklich reſtaurirt; den Thäter dieſer abſcheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf dieſe Weiſe ſetzten die Gebrüder ihre Arbeiten drey Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte ſich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; ſie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden ſich in günſtigen Umſtänden. Hierdurch war P. H. ſo glücklich ſeinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls vom ſiebenjährigen

Krieg her noch rückſtändigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen Franzöſiſchen Botſchafters in Schweden, eben ſo wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer erſparten Summe von 100 Louisd'or bei ſeiner Rückreiſe zu unterſtützen, ohne ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt, und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwiſter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im December 1768 glücklich und geſund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, ſogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Alterthums beſehen hatten, ſetzten ſie ihre Studien, ſowohl in der Franzöſiſchen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte ſich der im Palaſt Farneſe wohnende Cardinal Orſini, nach dem Tode Papſt Clemens des XIII, Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unſern Künſtlern die Bequemlichkeit verſchafft wurde, eines der vorzüglichſten Werke neuerer Kunſt, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaſte zu benutzen; welches meiſt in Geſellſchaft des Bildhauers Sergel und des vom Franzöſiſchen Hofe penſionirten Mahlers Callais geſchah.

In Geſellſchaft dieſer beiden Künſtler machten ſie auch im Frühjahr eine kleine Reiſe nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und ſo weiter, um zuerſt die Schönheiten der Natur an dieſen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft mahlten ſie einige kleine Landſchaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, in denen ſie auf jener Reiſe die Umriſſe gebildet hatten.

Dieſe Arbeiten gefielen dem damals in Rom ſich aufhaltenden Lord Exeter ſo ſehr, daß er ſie ſämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit beſtellte, wodurch ſie beſtimmt wurden,

ihren Aufenthalt in Rom auf drey Jahre feſtzuſetzen. Das in Paris Verdiente ſetzte ſie bereits in den Stand, zwey Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erſte Abſicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Beſtellungen veränderten ſie jenen Entſchluß um ſo lieber, je vortheilhafter es für ſie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte ſelbſt vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Mahleriſche der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum erſten Male Guarini's Paſtor Fido aufgeführt worden war, mit den ſchönſten Lorbeerbäumen bewachſen. Freilich hat ſich alles ſeit jener Zeit ſehr verändert, die Villa ſelbſt iſt nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend iſt in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufſeher über dieſen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, ſo wählten beide Brüder dieſen Aufenthalt auf zwey Monate, um, nebſt andern Studien, die ihnen aufgetragene Anſicht der Peterskirche für Lord Exeter zu mahlen, worauf ſie vier

Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzensluſt die prächtigſten Gegenſtände der Natur in Oel=, Leim= und Waſſerfarben auf mannichfaltige Weiſe nachzubilden.

P. H. mahlte unter andern daſelbſt den berühmten Waſſerfall, ein drey Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwey Monate lang, des Lich=tes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieſelbe Stunde beſchäftigt war.

Im October machten ſie beide, in Geſellſchaft des Raths Reifenſtein, eine Fußreiſe nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem ſie manche ſchöne Ausſicht gezeich=net hatten, über Pagliano und Paleſtrina nach Tivoli zurück. Dieſe kleine vergnügte Reiſe machten ſie alle drey durchaus zu Fuße, wobei ein Eſel ihre Portefeuil=les und Wäſche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künſtler überhaupt iſt, den Gegenſtand ſeines Werks nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren, ſo wenig war es da=mals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigſten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszufüh=ren. Man hatte ſolche ſolide Studien der Landſchaft, ſeit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachläſſigt, weil man nicht einſah, daß dieſer Weg eben ſo gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen

führt. Die von Frankreich penſionirten Mahler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines ſchönen Ganzen, unvollſtändig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur ſkizzirt, und ſie wunderten ſich nun allgemein, als ſie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umriſſe zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Waſſerfarbe, und ſelbſt Gemählde, ganz nach der Natur vollenden ſahen, welche immer mit ſchönem Vieh ausſtaffirt waren, wovon Johann Hackert beſonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen ſie beide nach Neapel, wo ſie an den Engliſchen Miniſter, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann mahlte daſelbſt für Lady Hamilton, nebſt einem Paar kleinen Gouache-Gemählden, drey ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Veſuv entſtandenen bekannten Montagnuoli, nach verſchiedenen Anſichten, deren einige nachmals ſehr ſchlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer geſtochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch ſeinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geſchickten Arzt Cirillo wieder hergeſtellt und zu einer jedem Reconvaleſcenten heilſamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava geſendet wurde.

Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen der mahleriſchen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landſchaftsgemählden ſie dem Auge des Künſtlers darbietet! Dieſe prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, ſo wie die Küſte von Amalfi, ſchon vormals Salvator Roſa's Einbildungskraft ſo glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackert's Geiſt nicht weniger als die geſunde reine Luft auf ſeinen Körper wirken.

Auch war ſein Fleiß daſelbſt ungemein thätig; und oft vergaß er ſich unter der Arbeit, ſo daß er an einem warmen Auguſtabende von einer plötzlich herabſinkenden Wolke ſich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in ſeinem noch ſchwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erſt nach mehreren Monaten, durch ſeinen Freund Cirillo, beſonders mittelſt der Seebäder wieder hergeſtellt wurde, ſo daß er im November deſſelbigen Jahres mit ſeinem Bruder die Rückreiſe nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach ſeiner Ankunft, die bekannte große Beſtellung für die Ruſſiſche Kaiſerin, wodurch der Grund zu ſeiner Celebrität und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht

Schlacht bei Tſchesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von ſeiner Monarchin, Katharina der Zweyten, den Befehl erhalten, zwey Gemählde verfertigen zu laſſen, die ſo genau als möglich jene von den Ruſſen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bei Tſchesme erfochtene Seeſchlacht, und ferner die zwey Tage ſpäter erfolgte Verbrennung der Türkiſchen Flotte vorſtellen ſollten.

Hackert übernahm dieſe Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieſer ganz eigenen Darſtellung weſentlich nöthigen Details auf das genaueſte mittheilte. Dieſe jedoch, ſo wie man ſie ihm anfangs gab, waren auf keine Weiſe hinlänglich, daß der Künſtler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entſprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es ſich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil ſeiner Flotte in das Mittelländiſche Meer und nach Livorno kam. Um dieſe erwünſchte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollſtändigſten Unterricht ſich verſprechen durfte, zu benutzen, reiſte er ſogleich dahin; fand aber eben ſo wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentiſche Darſtellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem

Künſtler durch einzelne Perſonen mitgetheilt wurde, ward ſogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne ſelber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr geweſen ſeyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Baſel, ſeiner Vaterſtadt gegangen. Das einzige was der Künſtler noch vorfand, war eine Ausſicht von Tſchesme, die ein Commenthur des Maltheſerordens, Maſſimi, ein Mann von Talenten und Geſchmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieſer aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigſtens in vorläufigen weſentlichen Umriſſen, dem Grafen Orlow eben ſo viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre=Admirals Greigh, eines Schotten in Ruſſiſchen Dienſten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Maſſimi, zwey theils geometriſch aufgeriſſene, theils in's Perſpectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künſtler, anſtatt zweyer, ſechs Gemählde in einer Zeit von zwey Jahren zu liefern ſich verbindlich machte, deren Vorſtellungen folgende ſeyn ſollten.

Das erſte: die am 5 Julius 1770 von der in Linie

geordneten Ruſſiſchen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkiſche Flotte.

Das zweyte: die Seeſchlacht ſelbſt, beſonders wie in derſelben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Ruſſiſchen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieſes aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tſchesme, und wie ſie von der Ruſſiſchen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Abſendung einer Ruſſiſchen Escadre nach dem Hafen von Tſchesme, nebſt der Bereitung der Ruſſiſchen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7 Julius.

Das ſechste endlich: die triumphirende Ruſſiſche Flotte, wie ſie, bei'm Anbruch des Tags, von Tſchesme zurückkehrt und ein Türkiſches Schiff und vier Galeeren mit ſich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf ſolche Darſtellungen in ſechs großen Gemählden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeſchlagen, und dieſe durch einen Courier nach Petersburg zu Einholung der kaiſerlichen Genehmigung geſendet.

Indeſſen ließ Graf Alexis Orlow dem Künſtler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden geſtellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, ſo wie P. H. ſchon vor-

her, unter dem Namen des Poſtgeldes, für die Reiſe von Rom nach Livorno, von der Kaiſerin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchſte Genehmigung dieſer vorgeſchlagenen Arbeit ein; der in Rom ſich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt ſie, mit welchem ſogleich im October 1771 ein ſchriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorſtellung der ſechs oben beſchriebenen Gemählde aufgeſetzt, und der Preis für jedes derſelben auf 375 Römiſche Zechinen regulirt wurde, ſo daß das Ganze ſich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erſte Gemählde, welches der Künſtler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht ſelber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigſten entſcheidendſten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieſer Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam; ſo verſäumte P. H. dieſe Gelegenheit nicht, ſich mit ſeinem Bilde daſelbſt einzufinden, um ſowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in dieſem Bilde, durch die Ausführung jener mit ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieſer Herren Genüge geleiſtet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemähldes, welches die Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen

vorſtellte, von Rom nach Livorno zu Waſſer abgehen, weil ſie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreiſe aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Piſa in einem Saale des Grafen Orlow aufgeſtellte Gemählde, ſowohl von dieſem Herrn als von allen anweſenden Seeofficieren auf eine entſcheidende Weiſe erhielt, war für den Künſtler höchſt ſchmeichelhaft, ſo wie die getreue Darſtellung dieſes vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demſelben um ſo intereſſanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches ſie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht ſehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, ſo daß ſolches zur Erhaltung des Andenkens an dieſen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde exiſtirte.

Indeſſen war auch jenes kleinere Gemählde, die Verbrennung der Flotte vorſtellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeſchrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines ſolchen, vom Künſtler nie mit Augen geſehenen Ereigniſſes deutlich entſprechende Vorſtellung, ſelbſt nach den beſten Beſchreibungen der See-Officiere, zu

geben. An dieſem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entſchloß ſich jedoch endlich auch dieſes Hinderniß auf eine ganz eigene grandioſe Weiſe zu heben, und die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Ruſſiſchen Fregatte, dem Künſtler zu geben, wenn er ſich anheiſchig machen würde, dieſen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemählde der Schlacht darzuſtellen.

Der Graf hatte ſich die Erlaubniß dazu ſowohl von ſeinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des May's gedachte Fregatte, die man mit ſo viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, ſechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menſchen, in Brand geſteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geſchleudert; zuverläſſig das theuerſte und koſtbarſte Modell, was je einem Künſtler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieſer alten Fregatte auf 2000 Zechinen ſchätzte.

Das Schiff brannte beinahe drey Viertelſtunden in den obern Theilen, ehe ſich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erſt durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunſtfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren

Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten ſie ſich nach und nach alle von ſelbſt ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff ſich plötzlich auf, und eine lichte Feuerſäule, breit wie das Schiff und etwa dreymal ſo hoch, ſtieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geſchwindigkeit ausgeſchleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenſchirms erhielten, indem ſich Pulverfäſſer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberſte Theil mit dicken ſchwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drey Minuten verwandelte ſich dieſe ſchreckliche Feuerſäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus ſchwarze Säule von Rauch aufſtieg, die ſich eben ſo wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben ſo langer Zeit auch dieſe Flamme erloſch, und nur noch der ſchwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporſchwebte.

Aufmerkſam auf den Effect dieſes Vorgangs, nach allen ſeinen Theilen, retouchirte der Künſtler nochmals das Gemählde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete ſodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm feſtgeſetzten Zeit.

Er hatte, während derſelben, ſieben Reiſen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen für's Poſtgeld bezahlt wurde. Ferner mahlte er für die Ruſſiſche Monarchin ſechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf Franzöſiſchen Fuß. Zwey derſelben ſtellten ein, von einer Ruſſiſchen Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor, noch zwey andere ein Gefecht der Ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seevorfall in Aegypten; das ſechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tſchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemählde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der Ruſſiſchen Seemacht, und ſodann das Portrait von Katharina der Zweyten ſich befindet, unter deren Regierung die Ruſſiſche Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb ſich durch dieſe Arbeit, nebſt einem anſehnlichen Gewinn, einen eben ſo frühzeitigen als ſoliden Ruhm, der ſich durch das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, mit ungemeiner Geſchwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältniſſe.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern beſtellten Arbeiten, ſelbſt nach London; und als dieſe im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausſtellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte ſich der Ruf des Künſtlers und das Verlangen nach ſeinen Arbeiten. Allein ſeine Geſundheit ward in dieſem Lande immer ſchwächer, ſo daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er ſich ſolche wieder herzuſtellen begeben hatte, noch ehe er volle neun und zwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundſchaft, für ſeine Beerdigung, und die ſchon damals berühmte Deutſche Künſtlerin, Angelica Kauffmann, die Güte für die Ueberſendung ſeines nachgelaſſenen Beſitzes und ſeiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieſer frühzeitige Tod war allerdings ein Verluſt für die Kunſt. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieſes jungen Künſtlers, und wer ſie ſah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn ſeinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite geſetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieſes geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende deſſelben Jahrs

eine Reiſe nach Neapel unternahm, um ſich an veränderten Gegenſtänden und Geſellſchaften von ſeiner Trauer zu erholen. Daſelbſt hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verſchiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geſchehenen Ausbruch des Veſuvs, zu verfertigen, welche er nach ſeiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemählden benutzte.

Wenige Wochen, ehe ſein erwähnter Bruder Johann nach England abreiſ'te, waren zwey jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte ſich der Geſchichts- und Porträtmahlerey gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieſer Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er ſeinem Meiſter nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen Ruſſiſchen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeiſter einer Akademie, im 32ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung ſeines Bruders; Landſchaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemahlt. Er etablirte ſich nachmals 1778 in Genf, und als ſich die innerlichen Unruhen daſelbſt immer erneuerten, in Lauſanne. Philipp aber ließ ſeinen jüngſten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reiſen.

Im Jahre 1774 machte P. H., in Geſellſchaft des Raths Reifenſtein, eine Reiſe nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchſt merkwürdige Stück der Römiſchen Baukunſt, das von Kaiſer Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft ſtehenden Waſſer errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt iſt, zu beſehen. Von da aus zogen ſie über das mahleriſch ſchöne Land von Sora, Iſola di Sora, Caſamaro u. ſ. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine ſolche Tour nach Civita Caſtellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correſe und andern Gegenden um Rom, ſo daß beinahe im Umkreis von 60 Italiäniſchen Meilen um dieſe Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Ausſicht war, die der Künſtler nicht gezeichnet und für ſeine Studienſammlung benutzt hätte. Eben ſo verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenniniſchen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf dieſem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Ceſena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte ſodann nach derſelben ein drey Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemählde zu großer Zufriedenheit des Papſtes.

Pius VI.

Als P. H. demſelben das Bild vorſtellte, wurde er ſehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präſentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papſt geführt. Dieſer fand ſich ſehr geſchmeichelt und wünſchte, daß es in Kupfer geſtochen würde. P. H. erwiderte, daß es auch ſein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Ausſicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papſt fragte, ob die beiden Platten wohl in zwey Monaten fertig ſeyn könnten. P. H. antwortete: „es wird ſchwer halten in einem Jahre. Außerdem, ſo hat mein Bruder, der noch jung iſt und erſt anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferſtich=Druckerey eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit." Der Papſt ſchenkte dem P. H. für das Bild eine maſſiv goldne Doſe, worauf die erſte Medaille war, die er während ſeiner Regierung hatte ſchlagen laſſen, nebſt ſechs Stück großen goldenen Medaillen, und ſagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, ſo kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection." Dabei klopfte er ihm beide Backen ſehr freundlich, und ſagte: „Mein Sohn, ich will Euch ſehr wohl." Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine ſehr gute Freundin von P. H. Dieſe Dame, die viel Geiſt, Beleſenheit und ſoliden Verſtand beſaß, hatte alle Abende eine kleine, aber ſehr intereſſante Geſellſchaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künſtler fanden ſich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Frascati zuerſt gemacht bei Don Paul Borgheſe, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo ſie die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Mahlerey, hatte Geſchmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verſchiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papſtes verheirathet wurde, an den Duca di Nemi Braſchi, wurde die Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze Meliniſche Erbſchaft in das Haus Falconieri. Sie war Beſitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die ſchönſte Ausſicht von Rom iſt, und alle Fremden, die eine Idee von dieſer Stadt behalten wollen, beſuchen dieſen Hügel. P. H. fiel es ein, die Ausſicht von dort zu mahlen, weil ſie ein Bild macht, und alle intereſſanten Monumente deutlich zu ſehen ſind, und ſodann ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen; welches auch geſchah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf

ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Fraſcati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Meſſe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern leſen mußte, Befehl, dem P. H. die ganze Villa nebſt allem, was er nöthig hätte, mit Ausſchluß der Wäſche, die er ſich verbat, zu übergeben.

Mit dieſer Bequemlichkeit mahlte er in Gouache die Ausſicht von Rom, und brachte ſeine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn beſuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufſicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligſte Menſch, den man ſich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Beleſenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert ſtach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte daſſelbe für 150 Zechinen. Es iſt noch in der Sammlung dieſes Hauſes in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri ſchon längſt verlangt hatte, dieſelbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Papſt, noch als Prälat, öfters bei ihr geweſen und ſogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben ſoll, theils weil ihre Tochter an ſeinen Neffen, den Duca Braſchi, verheirathet war; auch P. H., der lange in Rom gelebt, und viel mit der Rö=

miſchen Nobleſſe Umgang hatte, den Römiſchen Styl ſehr genau kannte: ſo ließ er durch ſeinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papſt war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet hätten. „Wir ſind, ſagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unſern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer Papier zur Kupferdruckerey gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſeyn. Ihr zeichnet Euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andre ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weiſe die armen Römer, und gehen davon; Ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem jeden drey goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein

Neffe, jetzt Cardinal Braſchi, der nahe am Papſt auf dem Vatican logirte; deßgleichen dem Cardinal Segretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. ſchon längſt kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, ſetzte ſich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei ſich. Von dem Kupfer und der Kunſt wurde wenig geſprochen. Da der Geiſtliche hörte, daß es zwey Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob ſie zur allein ſeligmachenden Römiſch-katholiſchen Religion gehörten. Der Cardinal ſagte: „das iſt eben zu bejammern, daß zwey ſolche brave Menſchen ewig verdammt ſeyn müſſen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, ſie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römiſch-katholiſch ſey. Der Cardinal ſtimmte fleißig bei; die Gebrüder ſaßen ſtill und hörten an. Endlich ſagte der Cardinal: „Sie, als der älteſte, ſollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und ſich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es P. H. nicht länger aushalten, ſtand auf, ſtellte ſich vor Se. Eminenz und ſagte: Eminenz! wir ſind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewiſſensfreiheit herrſcht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert ſich darum. Niemand wird fragen, zu welcher chriſtlichen Secte er ſich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, ſo iſt es genug. Ew. Eminenz können verſichert

ſeyn,

ſeyn, daß ich nichts gegen die Römiſche Religion habe; ich glaube, daß ſie eben ſo gut iſt als alle andern. Weil wir aber ſo erzogen ſind, daß ein Menſch, der bei uns die Religion verändert, ein Abſcheu iſt, und in der Geſellſchaft kaum geduldet wird, ſey es auch ein Jude oder Mohamedaner, ſo iſt es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menſchen iſt, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, ſo werde ich morgen katholiſch." Da P. H. dieſes ſehr ſpöttiſch ſagte, ſo fühlte der Cardinal den falſchen Schritt, den er gethan hatte, bat ſehr um Verzeihung, davon geſprochen zu haben, und ſagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung anſehen werden." So wurde friedlich Abſchied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von P. H., der alle Wochen ihn einigemal beſuchte, ein Mann von natürlichem guten Verſtand, der auch geleſen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philoſophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falſchen Schritt und fürchtete, der Papſt möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci dieſe Commiſſion, weil er wußte, daß dieſer ein Freund von beiden Brüdern war.

Er verſicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig ſey, denn er kenne beide Brüder zu ſehr, als daß ſie das übel nehmen, noch weniger, daß ſie davon ſprechen würden; aber der Cardinal beſtand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und verſichern, daß der Cardinal es nicht böſe gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, ſagte der C—e: „der Cardinal hat den erſten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweyten, der noch dümmer iſt. Ich ſoll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionsſachen geſprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon ſprechen möget.“ Der ſchnurrige Abt, der dieſes ſo recht auf gut Neapolitaniſch ſagte, machte beide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und bat, Sr. Eminenz ſeinen Reſpect zu vermelden und zu verſichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon ſprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, ſo lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des erſten Miniſters gehört; er ging alſo zum Cardinal und bat ihn darum. Dieſer war ſo höflich und ſagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drey Uhr zu mir zur Tafel, ſo werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geſchah. Don Gennaro

war auch eingeladen. Die Tafel war auch geſprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entſchlief dieſer Cardinal ſelig im Herrn. Spanien hatte ihn beſonders dazu geſtellt, damit ſie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenſtände leicht, geſchmackvoll und geiſtreich aufzufaſſen, bezauberte nun die Reiſenden, und regte ſie zur Nachahmung auf. Der Künſtler förderte und unterrichtete ſie gern, wohl wiſſend, daß er ſich keine Nebenbuhler, ſondern Bewunderer heranzog. Beſonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu ſchauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Geſellſchaft wurden kleine Reiſen im April, May und Juny vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Caſtel Gandolfo zu, wo außer ſeinen nächſten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Beſonders wurden die Abendſtunden gut angewendet. Man verſammelte ſich um einen großen runden Tiſch, und alles bediente ſich um die Wette des Bleiſtifts und der Sepie.

Hier machte der Künſtler eine Bekanntſchaft, die auf ſein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es

war die des Herrn Charles Gore und deſſen liebens- würdiger Familie. Die älteſte Tochter zeichnete und mahlte gar geſchickt landſchaftliche Gegenſtände. Der Vater, der ſich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Luſt am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf ſeine Seeſtücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte ſich P. H. zu einer Reiſe nach Sicilien, auf gemeinſchaftliche Koſten; welche ſie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieſer Reiſe können wir eine genauere Rechenſchaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines ſehr gebildeten Mannes, in Engliſcher Sprache geſchrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchſtrich und davon manche genaue Beſchreibung lieferte, nicht weniger über ſittliche, polizeyliche und andere Gegenſtände bedeutende Betrachtungen anſtellte.

Tagebuch
einer
Reiſe nach Sicilien
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlaſſen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicilien zu machen, und im Vorbeigehen Päſtum und die Lipariſchen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den Neapolitaniſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herrlichſte Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe über das Geſtade, indem der Berg Veſuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procida beſchäftigen das Auge bis zum Cap Miſene, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Paläſten, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlung von Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir genoſſen dieſen Augenblick in der größ=

ten Vollkommenheit, indem das Wetter ſehr ſchön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlton, der Claude Lorrain's Gemählde ſo ſehr auszeichnet und dieſem köſtlichen Klima ganz eigen iſt, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 20 (Engliſche) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, ſchienen Farben und Formen in die Atmoſphäre zu ſinken, ſie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog, und alles in Finſterniß hinterließ. Während der Nacht ſchliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Päſtum. Wir nahmen ſogleich Pferde, dieſe ehrwürdigen Denkmäler zu beſuchen.

Päſtum.

Den 13ten April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äußerſt überraſchend. Drey Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertere vocantes.)

Er heißt nun Monte Poſtiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte Doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art porböſer Steinmaſſe verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin.) Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da in's Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die Ruinen zu Rom. Da-

her die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und mahleriſch in's Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber in der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint dann als eine künſtliche Nachläſſigkeit, und das Schwerfällige verwandelt ſich in eine gerechte und edle Feſtigkeit.

Außer den drey Tempeln ſind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibſel der Stadtmauern zu ſehen. Innerhalb derſelben iſt der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerſtörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieſer alten Stadt abnehmen können. Beſonders merkwürdig ſind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er ſtand zwiſchen dem großen Tempel, den einige für eine Baſilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Doriſchen Form; nur ſind die Säulen nach Korinthiſcher Ordnung cannelirt, d. h. zwiſchen den Vertiefungen abgeflächt. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt Doriſch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Päſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſeyn ſcheint; aber ſie ſind ſo zerfreſ-

ſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun iſt die Frage: ob dieſer Tempel gebaut worden, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem ſie ſchon wieder im Abnehmen geweſen. Ich bin aus mancherlei Urſachen geneigt, das erſte zu glauben; denn die Korinthiſche Ordnung zeigt ſich an keinem Monumente vor den Zeiten Auguſts vollkommen, und ſcheint erſt zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl ſey durch einen Korinthiſchen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthſtaude geſehen, die um einen Blumenkorb her gewachſen, ſo verdient ſie wenig Aufmerkſamkeit. Die erſten Anfänge der Korinthiſchen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Perſepolis. Sie wurden wahrſcheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die ſtolzen Griechen wollten ſich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Päſtum muß lange in einem Zuſtand von Verfall geweſen ſeyn, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geſchweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort ſchon verlaſſen und ungeſund zu ſeiner Zeit geweſen ſey, und die Geſchichtſchreiber der Römiſchen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner ſind die Gebäude der ſpätern Römiſchen Zeiten,

als die Architektur ſchon verdorben war, in einem ganz verſchiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten ſich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote ſtanden, keiner ſo geringen Materialien; da hingegen die Griechiſchen Republiken, auf einen engen Raum eingeſchränkt, ſich genöthigt ſahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufſteigen und Fallen Päſtums iſt nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag geweſen ſeyn. Die Ueberbleibſel dieſer Stadt ſind ihre Erhaltung der böſen Luft ſchuldig: denn wäre der Platz bewohnbar geweſen, ſo hätten ſie das Schickſal der meiſten Griechiſchen und Römiſchen Werke gehabt; man hätte ſie niedergeriſſen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Dieſe tödtliche Luft wird durch einen ſalzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern ſtockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Dieſe Steinwerdung geſchieht außerordentlich ſchnell, ſo daß einige geglaubt haben, man habe ſich gewiſſer Formen bedient, und in denſelben die Säulen durch Incruſtation hervorgebracht, indem dieſe Rohr und Binſen, welche durch das Waſſer verſteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß dieſe Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern ſieht, welche ſonſt ſcheinen an der See ge-

ſtanden zu haben, ob ſie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des verſteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt ſind. Der neue Grund läßt ſich recht gut von dem alten unterſcheiden, indem er durchaus entweder Verſteinerung oder Sumpf iſt, anſtatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwiſchen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erſcheint, der Päſtaniſchen Roſengärten nicht unwerth, von welchen die Römiſchen Poeten ſo viel zu erzählen wiſſen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter dieſen edlen Ueberbleibſeln Griechiſchen Geſchmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unſerer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als ſich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufſuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büſchen bedeckt, wozwiſchen ſich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erſtreckt ſich die weite Kette der beſchneiten Apenninen, welche die Aus-

ſicht auf eine edle Weiſe begränzen. Acht Tage wurden wir in dieſem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitaniſcher Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten ſehr, Päſtum verlaſſen zu haben, wo wir die Zeit ſo angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um ſie ſo gut als möglich anzuwenden, ſchweiften wir an der Küſte umher, zogen unſere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, ſo gut es gehen wollte. Eine Felſenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht ſo ungeduldig geweſen, Sicilien zu erreichen, ſo hätten wir unſere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unſerm Herumſchweifen an der Küſte fanden wir eine Höhle von beſondrer Beſchaffenheit. Sie iſt aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demſelben verſteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermiſcht, anſtatt Seemuſcheln, Menſchenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer feſten Maſſe verſteinert ſind, welche zwiſchen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Dieſe Schichten dehnen ſich etwa auf 60 Fuß aus, ſcheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe iſt. Ich fand einen ähnlichen Felſen zu Nemezzo auf dem Comerſee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten, und, anſtatt zwiſchen Marmorbänken zu liegen, in dem

ganzen Felſen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Inſel Oſero, im Adriatiſchen Meere, ganz in derſelben Weiſe aufgeſchichtet iſt, wie denn derſelbe Fall auch in verſchiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie dieſe Knochen hieher gekommen ſeyn mögen, zu äußern, würde unnütz ſeyn, indem die Urſachen der großen Veränderungen, welche dieſer Erdball offenbar erlitten hat, von unſrer Faſſungskraft allzuweit entfernt ſind. Wir können nur ſo viel ſchließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Geſetze phyſiſcher Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen iſt. In dieſem unendlichen Wechſel muß ſie eben ſo gut in Unordnung als in Ordnung geweſen ſeyn, welche immer wechſelsweiſe auseinander entſpringen.

Stromboli.

Den 23ſten April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22ſten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter ſehr ſtill war, ſo erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derſelben entfernt, als uns ſchon der beſchneite Gipfel des Aetna erſchien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Hori=

zont, wurden nachher unſichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmoſphäre. Man ſagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro ſehen könne, welches bei unſerm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Inſel Stromboli iſt ein coniſcher Berg, der aus der See aufſteigt und ganz aus vulcaniſcher Materie beſteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nord-weſt-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loſer Aſche beſteht. Der übrige Theil des Berges iſt reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher ſehr geſchätzt wird. Bei Nacht ſah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter ſehr ſchön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entſteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöſe aber dauert zu allen Zeiten fort, ſehr ſtark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erſtiegen und den Krater unterſucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welcher verbietet mit den Einwohnern Gemeinſchaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Luſt fühlten, ſo ſegelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daſelbſt an.

L i p a r i.

Den 24ſten April.

Die Stadt iſt in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelſen, der in die See hervortritt, deſſen ſchöne Maſſen mit Gebüſch reichlich umhangen ſind. In einiger Entfernung angeſehen, erſcheint die Stadt ſehr gefällig und mahleriſch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häuſern und Gärten bedeckt iſt, worauf denn bald die Gebirge ſich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt ſind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerſtreut ſieht. Die Häuſer ſind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorſteigt, manche ſehr mahleriſche Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt ſich die Anſicht, alles iſt Unflath und Elend.

Indeſſen meine Gefährten zeichneten, beſtieg ich den höchſten Gipfel der Inſel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwiſchen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felſen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüſte Zerſtörung erwartete; aber wie ſehr war ich erſtaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwiſchen ſenkrechten Felſen, ein ſchönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmeſſer erblickte, deſſen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einſamen Wohnhaus geziert

war. Dieſes war ſonſt der Krater des Vulcans, und da das Ganze mit poröſen Felſen umgeben iſt, ſo bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Waſſer keinen ſichtbaren Abzug haben.

Von dem höchſten Puncte dieſer Felſen ſieht man die ſämmtlichen Lipariſchen Inſeln, ſo wie die Küſten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beſchauer liegt die Inſel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Aſche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es ſcheint daher, daß dieſe Inſel ſpäter entſtanden iſt als die andern, welche aus derſelben Materie beſtehen; doch die Zeit hat Aſche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar iſt und dem Weinbau ganz beſonders günſtig.

Fazello nimmt an, es ſey dieſe Inſel zwiſchen dem zweyten und dritten Puniſchen Krieg entſtanden, unter dem Conſulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverſtandenen Stelle des Oroſius her, welcher auf Volcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer großen Eruption dieſer Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche gedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drey Orten gebraunt; gegenwärtig brennt

ſie

ſie nur an einem, und zwar ſehr wenig. In dem Laufe von einigen tauſend Jahren mag ſie, bei der langſamen Verwitterung vulcaniſcher Materien, wohl ſo wie die übrigen fruchtbar werden: denn dieſe müſſen ſich ſeit Cicero's Zeit ſehr gebeſſert haben, der den Boden derſelben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano ſind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo erloſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, ſehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforſcher Isländiſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieſer Inſeln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meiſten ausgeſetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beſtändige Getös dieſes Berges und ſchreibt es den raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert ſind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. 1, 579) gibt noch eine genauere Beſchreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas,
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Inſel Lipari den Beinamen der Aeoliſchen gibt, habe die Höhle des Aeolus dahin geſetzt; aber Plinius und Strabo ſprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle ſelbſt zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beſchreibung des Flaccus iſt noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beſchreibt, von allen andern Inſeln getrennt iſt, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren ſie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller zählten nur ſieben dieſer Inſeln; gegenwärtig aber ſind ihrer zehn. Entweder ſind nun die drey kleinen Felſen, welche die Ueberzahl machen, in ſpäterer Zeit, durch die unterirdiſchen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt ſie nicht für merkwürdig genug ſie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, ſchliefen wir auf unſerer Felucke und ſegelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25sten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Dieſe Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die Montetoriſchen Berge, ſonſt die Heräiſchen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle ſteht auf einem hohen Felſen, der die Stadt beherrſcht, und ſcheint ehemals ein Platz von bedeutender Feſtigkeit geweſen zu ſeyn.

Tindaro.

Den 26ſten April.

Indem wir nun, an der Küſte hin, den Weg nach Palermo nahmen, ſo fanden wir ungefähr 20 Meilen von unſerm Nachtquartier einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibſel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie ſcheint durch ein Erdbeben untergegangen zu ſeyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem ſie ſtand, iſt wahrſcheinlich in die See gefallen. Gedachte Reſte ſind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrſcheinlich aus Römiſcher Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man ſagte uns, er habe manche

Sachen von Werth gefunden. Wollte man dieſe Nachgrabungen fortſetzen, ſo würde man wahrſcheinlich noch manches finden, da dieſe Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerſchrockenheit eines ihrer Bürger ſie vor der Raubſucht des Verres bewahrte, welcher die meiſten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber ſeine Thiere fütterte, unterhielten ſich meine Reiſegefährten mit Zeichnen, wozu ſie keine beſondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Feſtung ähnlich geſehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überraſcht, welcher ſich ſelbſt mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns ſämmtlich vor ihm zu erſcheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küſte abgezeichnet hätten, den er eine Feſtung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, ſeine Zeichnung geendigt hatte, ging derſelbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgeſetzt hatten. Er ſagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß

zu ihrem Vergnügen reiſ'ten, und wenn er irgend etwas von einer Feſtung wäre anſichtig geworden, ſo würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er ſey aber ſo entfernt geweſen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es ſey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher ſich hauptſächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beſchäftigten. Der Stadtrichter war über dieſe Antwort höchſt unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es ſey unmöglich, daß wir ohne beſondere Abſicht eine ſo weite Reiſe gemacht hätten, und drangen daher einſtimmig darauf, man ſolle uns feſthalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Taſche, und erſuchte die Herren, ſie durchzuleſen, und da dieſes Empfehlungsſchreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmſten Herren der Inſel waren, ſo ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entſchuldigungen, daß man ihm beſchwerlich geweſen ſey. Nun ging die Reiſe weiter, bald am Ufer, bald zwiſchen den Bergen hin, auf den ſchlimmſten Wegen, die ich jemals bereiſ't habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entſchädigten uns genugſam für jede Unbequemlichkeit dieſer Art. Wir fanden die Heräiſchen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehreren Orten ſind ſie in die ſchönſten romantiſchen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel

mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben ſich ungeheure Terraſſen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinſtöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büſchen behangen, die wir in England in unſern Glashäuſern mit ſo viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Dieſe blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felſen mit ewigem Grün. Auch findet ſich in dieſen Bergen mannichfaltiger ſchöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger feſt als der antike; wahrſcheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er ſich in der Tiefe des Felſens von beſſerer Eigenſchaft finden, indem die Stücke, die ich ſah, nur von der Oberfläche ſich losgelöſ't hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der ſeinen Namen von einer ſüßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entſpringt. Der Ort ernährt ſich von dieſer Quelle, indem ſich die Fiſche beſtändig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben ſich zu einer Gemeinſchaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt ſich ein hoher Berg, auf deſſen Gipfel

die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig iſt. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, iſt eine weite Höhle, welche aus denſelben Materien beſteht, wie die oben bei'm Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuſcheln und Tuffſand vermiſcht findet. So ſind auch die Knochenverſteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden ſich, wie mir die Landleute ſagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 300 Yards hinein, wo ſie ſo wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unſer Führer verſicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drey Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Feſtung Duſa nach Luſinali, einem elenden Wirthshauſe, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

C e f a l u.

Den andern Tag ſpeiſ'ten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und ſchliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V ſchrieb, ſpricht von Ruinen, die noch zu ſeiner Zeit von Alaeſa und Cephaloedis ſollen vorhanden geweſen ſeyn; allein ich konnte nichts davon ſehen, noch auch

vernehmen. Die letztere iſt nun eine anſehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen ſteilen Berge, auf deſſen Gipfel die Citadelle ſich befindet, die, wenn ſie befeſtigt wäre, nicht wohl einzunehmen ſeyn würde.

T e r m i n i.

Die Bäder von Termini werden immer ſehr gebraucht; aber es gibt keine Reſte mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilſamen Wirkungen dieſer Bäder werden dem heiligen C a l o g e r o zugeſchrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verſtand hatte, ſich für einen Heiligen anſtatt für einen Zauberer halten zu laſſen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geiſtreicher waren im Erfinden derſelben, dichteten, daß die Nymphen dieſe Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf ſeinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera ſtand auf der andern Seite des Fluſſes gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. T h u c y d i d e s gedenkt ihrer unter den vorzüglichſten Städten S i c i l i e n s: als es aber durch die Carthager, 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, ſo befahl H a n n i b a l, ſie völlig zu zerſtören, um den Tod ſeines Großvaters zu rächen, der hier geſchlagen und getödtet

ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's verſammelte Scipio die zerſtreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere ſolche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter dieſen waren zwey köſtliche Kunſtwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine ſtellte den aus dieſer Stadt gebürtigen Poeten Steſichorus vor; das andere, ein allegoriſches Bildniß der Stadt ſelbſt.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo ſind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Luſtſchloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es iſt von der ſeltſamſten Bauart, die ich jemals ſah, und ſowohl in- als auswendig mit den ungereimteſten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten ſind in derſelben Art, und es möchte wohl ſchwer ſeyn, ſich die Vorſtellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil iſt aus einer rauhen Steinart gehauen, einige ſind von Gyps, andere von Marmor. Es ſind deren viele Hunderte, und ſie würden ſich immer vermehren, wenn nicht des Fürſten Verwandte die Regierung

vermocht hätten, ſein Vermögen unter Obſorge zu nehmen, damit er ſich nicht völlig durch dieſe abſurde Liebhaberey zu Grunde richte.

Palermo.
Den 1ſten May.

Die Lage von Palermo iſt ſehr ſchön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von ſteilen Gebirgen. Die Straßen ſind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architektur iſt außerordentlich ſchlecht. Der Geſchmack des Prinzen Palagonia ſcheint in der ganzen Stadt zu herrſchen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unſers hieſigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; ſie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der Römiſche und Neapolitaniſche Adel annimmt; ſondern ſie ſcheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde ſind gewiß, hier eine aufmerkſame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligſte Weiſe. Denn die Lebensart der Einwohner iſt bequem und höflich. Sie haben ihre Converſationen oder Aſſembléen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart ſind. Eine ſolche Geſellſchaft findet ſich im Palaſt des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerſtags und Freitags, wo man nur ſeine nächſten Bekannten annimmt.

Ehe ſie die Aſſembléen beſuchen, fahren ſie auf dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corſo. Während des Sommers wird der ganze Abend auf dieſe Weiſe zugebracht. Man findet Muſik, Erfriſchungen u. ſ. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz ſonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöſcht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrſcheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier ſo wunderlich ſeyn, von ihren Frauen eine ſtrenge Treue zu erwarten, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, als daß ſie der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen ſind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen ſo liebenswürdig ſind. Sie heirathen ſehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, ſich den brennenden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind ſchön genug. Ihre Manieren ſind nicht äußerſt fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzoſen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande ſo lächerlich werden, und wovon unſere eigenen Landsleute nicht völlig frei ſind.

Während des Maymonats haben ſie eine Meſſe auf der Piazza del Domo, der einen ſonderbaren Anblick gewährt. Der Platz iſt erleuchtet und mit Buden um-

geben, worin man Spielſachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet ſich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt verſammelt ſich hier, und es herrſcht die vollkommenſte Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzeſſinnen und Galanteriehändler ſtehen auf gleichem Fuß und miſchen ſich ohne Unterſchied im Gedränge. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß eine ſo treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bei einem ſo lebhaften Volk wie die Sicilianer ſind, nicht werde verſäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenſtände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Weſten der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran ſtößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Roſalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derſelben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche ſteht.

In dem Collegium, welches ſonſt den Jeſuiten gehörte, findet ſich eine hübſche Sammlung Hetruriſcher Gefäße, einige Foſſilien, eine gute Büſte des Plato und eine des Tiberius. Die geſchnittenen Steine und Münzen, deren hier eine anſehnliche Sammlung ſoll geweſen ſeyn, ſind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeſchafft worden.

Des Vice-Königs Palaſt iſt ein altes unregelmäßi-

ges Gebäude, aufgeführt zu verſchiedenen Zeiten. Die Capelle ſcheint unter den Griechiſchen Kaiſern erbaut: denn ſie iſt in- und auswendig mit einer barbariſchen Moſaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche ſich von dieſen Fürſten herſchreiben. In der Galerie befinden ſich die Bildniſſe aller Könige von Sicilien, ſeit Roger dem Erſten, vom Normanniſchen Geſchlecht. So findet man daſelbſt auch zwey Widder von Erz, liegend vorgeſtellt; man hat ſie von Syracus hieher gebracht, ſie ſind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es iſt zum Erſtaunen, welch ein Anſehen von Würde und Größe der Künſtler einem ſo geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie ſind mit jener kühnen Meiſterſchaft ausgeführt, die den beſten Zeiten Griechenlands eigen iſt. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, ſcheinbar vernachläſſigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt ſind dieſe Erzbilder den beſten andern Kunſtwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz geſehen habe, gleich zu ſetzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den beſten Griechiſchen Künſtlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch iſt der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello ſagt, Georgius Maniaces, General des Kaiſers Conſtantin Monomachus, habe ſie auf die Thore

der Feſtung Ortygia geſetzt, und man vermuthe, ſie ſeyen von Conſtantinopel gekommen; ich aber ſollte vielmehr glauben, daß man ſie als Reſte des alten Syracuſaniſchen Geſchmackes und der Herrlichkeit dieſer berühmten Stadt anzuſehen habe.

M o n t r e a l e.

Den 5ten May.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreyßig Meilen entfernt iſt. Bis Montreale iſt die Straße ſehr prächtig auf Koſten des letzten Erzbiſchofs erbaut, der ſeine ungeheuren Einkünfte auf eine Weiſe verwendete, welche von ſeinen Mitbrüdern ſehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anſtatt ſie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder ſie für unwürdige Verwandte aufzuſammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete ſeinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Betteley aufmunterte, ſondern den fleißigen Armen in Thätigkeit ſetzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale iſt klein, aber auf einen ſchönen Felſen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrſcht. Die Stadtkirche ſcheint aus den Zeiten der Griechiſchen Kaiſer zu ſeyn: denn ſie iſt auch mit jener barbariſchen Moſaik verziert. Darin ſteht eine Anzahl

von prächtigen Porphyrſäulen in einem halbgothiſchen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derſelben Steinart. Dieſer enthält den Körper Wilhelms des Erſten, Königs von Sicilien. Dieſer Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und ſcheint zu beweiſen, daß die Römer einen großen Theil deſſen, den ſie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er ſey ſämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieſer Säulen jedoch zeigt, daß ſie gefertigt worden, nachdem die Saracenen dieſen Theil des Römiſchen Reichs an ſich geriſſen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein ſo barbariſches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Aegeſta.

Den 6ten May.

Zu Alcamo kehrten wir im Schloſſe ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Aegeſta oder Segeſta zu ſehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man ſich, ſo erſtaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Säulen in der Fronte, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims. Die Bauart iſt die alte Doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig

geworden zu ſeyn: denn die Säulenſchäfte ſind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß ſie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderſtücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmeſſer, da ſie aber nicht vollendet worden, ſo kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich mir keine Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruchſtücke deſſelben an dem Boden lagen. Dieſer Tempel ſtand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengeſetzten Hügel nach Weſten lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchſtücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerſtörtes Theater. Es iſt aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle Griechiſchen Theater an einem Abhang, ſo daß die hintern Sitze in den Felſen gearbeitet ſind. So gut ich es durch die Büſche und Ruinen, die es bedeckten, meſſen konnte, iſt es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen ſind alle weggeſchafft oder heruntergeſtürzt; auch ſieht man keine Ueberbleibſel von dem Podium oder Proſcenium. Die Ausſicht geht nach der See und iſt ſehr ſchön: denn ſie beherrſcht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegeſta, oder wie ſie die Römer nennen, Segeſta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Inte-

Interea Aeneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Waſſer, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segeſtaner ſelbſt nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte ſich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerſtört. Als die Römer Meiſter von Sicilien wurden, ſtellten ſie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinſamen Urſprung, und begünſtigten ſie mit mancherlei Privilegien; doch ſcheint ſie niemals wieder zu beſonderm Glanze gelangt zu ſeyn; denn die noch übrigen Gebäude ſchreiben ſich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, ſind aber völlig vernachläſſigt.

Nachdem wir den Tag in Aegeſta zugebracht, kamen wir den 6ten May zu einer kleinen Stadt, Calataſimi, drey Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reſte mehr zu ſehen ſind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarſchaft von Trapani, ſo nahmen wir den graden Weg auf Caſtel veterano, und von da am ſelbigen Tage gelangten wir zu

den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo ſonſt eine ſo mächtige Stadt geſtanden. Hier fanden wir ſechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was ſie ſonſt geweſen. Drey ſtanden öſtlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichſte und größeſte war, nach Herodot, dem Zeus agoraios gewidmet, und nach Pauſanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen deſſelben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigſten Gebäude geweſen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, ſiebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Baſe und ſechs am Capitäl, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten beſteht eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen iſt. Die Capitäle ſind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Päſtum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus iſt zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Geſimſes nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen ſind ſo wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit meſſen konnte. Dieſer

Tempel ſcheint niemals vollendet worden zu ſeyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt ſind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrſcheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Dieſe ſind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, ſieben Fuß hoch und fünfe breit iſt. Der nächſte Tempel iſt von derſelben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur ſechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel iſt größer als der zweyte, aber kleiner als der erſte, und wahrſcheinlich der älteſte von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wie die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr ſieben Fuß ſechs Zoll an der Baſe und ungefähr fünf Fuß ſechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drey Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten Doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach Weſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſchüttet iſt; aber die Ruinen des Kay's ſind noch ſichtbar. Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchiedener Gebäude beſtehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der

See ſind die Reſte von drey andern Tempeln in demſelben Zuſtande wie die ſchon beſchriebenen. Zwey derſelben ſind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinſten der obigen gleich. Der dritte hat ſechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur ſechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie ſind alle von der alten Doriſchen Ordnung, ohne Baſen, und wahrſcheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlſtandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenſer gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, und erhob ſich gar bald zu dem Range der mächtigſten Städte in Sicilien. Doch da ſie in Krieg mit den Aegeſtanern verfiel, riefen die letztern ſich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals ſendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluſt entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunſt gewandt, ertrugen ſie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prächtigſten und ſchönſten in Sicilien, wurden niedergeſtürzt, und als die Syracuſaner Geſandte abſchickten, um zu bitten, daß man dieſer Gebäude ſchonen möge, antwor-

tete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wiſſe, hätten ſie verlaſſen, und es wäre beſſer, man zerſtöre ſie, als daß man ſie unheiligem Gebrauch ausſetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach ſeiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menſchlichen Unternehmungsgeiſtes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den Aegyptiſchen Pyramiden, am ſicherſten auf Dauer berechnet; aber die zerſtörende Ehrſucht eines benachbarten Staats ſtürzte ihn nieder in dem Augenblick ſeiner Vollendung; und doch konnte ihn dieſe Gewaltſamkeit nicht ganz zerſtören: noch jetzt zeugen die Ruinen von ſeiner Größe, wenn von Carthago ſchon längſt jede Spur verſchwunden iſt.

Dieſe unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von ſolchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schickſal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daſeyn, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager ſie abermals einnahmen und völlig zerſtörten. Strabo meldet, ſie ſey zu ſeiner Zeit völlig verlaſſen geweſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demſelben Zuſtande ſind, wie ſie Hannibal verlaſſen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden ſeyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der ſie übereinanderliegen, vermuthet, ſie müßten durch ein

Erdbeben umgeworfen ſeyn, und es iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie man ſo viel Arbeit und Geſchicklichkeit, als es zum Umſturz ſo ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerſtörungsſucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel ſelbſt, wenn man die Sache genauer unterſucht, daß ſie vorſätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es ſcheint, man habe ſie untergraben. Die kleinern wurden wahrſcheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an ſeinem Orte ſteht. Auf welche Weiſe es aber auch ſeyn mag, ſo geſchah es mit großer und beſchwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus ſind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen ſich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher iſt nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrſcheinlich iſt ſie ſeit den Griechiſchen Zeiten ſehr verändert, indem die Waſſer eine verſteinernde Eigenſchaft haben. Virgil ſagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig ſieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend iſt terra delle Pulci, und wir fanden, daß ſie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war ſo voll von ſolchen Thie-

ren, daß ſie uns faſt auffraßen. Wir blieben hier zwey Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10ten May.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort von allen Theilen Siciliens her ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Fällen gefunden worden. Der Kranke ſitzt ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert, und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner ſehr freundlich annahmen. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg Agrigent ſtand. Er beherrſcht eine ſchöne Ausſicht nach Nordweſten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächſen bepflanzt und mit Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Menge und beſſer erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es ſind Ueberbleibſel von vierzehn Tempeln, alle von der alten Doriſchen Ordnung, nebſt einer großen Menge in den Felſen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erſte, von Oſten anzufangen, iſt der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen ſind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchſchnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnſten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Geſims ſcheint vollkommen daſſelbe wie in andern Tempeln dieſer Ordnung, doch hier ſo verſtümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit meſſen konnte. Die Steine von Girgent ſind nur eine leichte ſandige Verſteinerung, die ſehr bald verwittert; daher laſſen ſich die feineren Theile an keinem dieſer Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Anſicht des Junotempels iſt ſo mahleriſch, als man ſie wünſchen kann. Er

liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwiſchen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen: denn das Material iſt ſo gering, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächſt liegt der Tempel der Concordia, von demſelben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verſchieden. Ein Theil der Zelle iſt in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Geſimſes ſtehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung ſehr angefreſſen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erſcheint, iſt viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule ſteht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo ſie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Geſims war ſo ſehr zerſtört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In dieſem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegſchaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter ſtand der geprieſene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beſchreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend ſind, ſeine ungeheure Größe zu zeigen, worin er ſelbſt die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachſtand. Er hatte acht Halb-

ſäulen in der Fronte und ſiebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkſtücken, wie die von der Vorderſeite St. Peters zu Rom, zuſammengeſetzt waren, ſind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwey erſten betrifft, ſo ſcheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er ſich gerade um 100 Fuß geirrt, wie ſich deutlich aus den Fundamenten erſehen läßt. In dem Giebel der öſtlichen Anſicht war die Schlacht der Rieſen, in dem weſtlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichſten Sculptur, wie ſie eine der reichſten und prächtigſten Griechiſchen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künſte auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſtanden. Dieſer Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geiſt war immer auf das Erhabene gerichtet; aber ſie beſaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren ſie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu ſolchen Unternehmungen durch wechſelſeitige Eiferſucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären ſie geweſen, hätten ſie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten ſie nicht in Kriege ſich eingelaſſen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde

Völker um Beiſtand anzurufen, die denn in kurzer Zeit ſowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtſchaft verſetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels ſtand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne ſichtbare Urſache, zuſammenſtürzte.

Von dem Tempel des Vulcan ſind noch zwey verſtümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwey Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aesculap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aesculap, die übrigen werden nur nach ſehr zweifelhaften Gewährsmännern alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle, und hat eine Joniſche cannelirte Säule an jeder Ecke: aber das Geſims iſt Doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sicilien aufgeführt worden; ſo bin ich von der letzten Meinung. Denn es iſt

viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus Römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches Korinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Waſſerbehälter dient. Es ſcheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt ſeyn, an einigen Orten ſind ſie aus dem Felſen gehauen und voller Niſchen, in welchen man die Aſche der Todten verwahrte. Ich habe dieſe Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Urſache davon denken ſoll, ſo vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche für's Vaterland ſtarben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte ſind noch an manchen Orten ſichtbar und ſcheinen mit viel Arbeit und Koſten angelegt zu ſeyn, indem ſie in den feſten Felſen gehauen ſind, und weit und hoch genug, daß eine Perſon bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden ſich in dem Boden zwiſchen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrſcheinlich Begräbniſſe für Sclaven und arme Bürger.

Agrigent war einſt, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man gibt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einſchlie-

ßen, ſcheint dieſe Berechnung viel zu gering. Wahrſcheinlich ſind die Sclaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigſtens das Doppelte der freien Menſchen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gaſtfreiheit, deßwegen Empedokles von ihnen ſagte: ſie äßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweyten Puniſchen Kriege ward ſie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil ſie die Carthager begünſtigt hatte. Nach der Zerſtörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war ſehr politiſch, indem jenes Kunſtwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grauſamkeit ihrer eigenen Fürſten, der Raubſucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da ſtand. Dieſe Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn ſobald Carthago zerſtört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, ſo

ward das ganze Reich durch ihre Conſuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boûm, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß ſind die Worte eines Dichters, auf deſſen Sittenſchilderung wir uns verlaſſen können.

Diodorus ſpricht von Agrigent, als ſey es zu ſeiner Zeit in Verfall geweſen, und wahrſcheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Conſtantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält ſie ungefähr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuſer ſind alle arm und ſchlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbiſchof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verluſt für die Gegend iſt, denn er wohnt niemals hier. Sein Palaſt iſt groß, aber in einem ſchlechten Geſchmack gebaut. Es iſt eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquariſchen und theologiſchen Büchern verſehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet ſich eine Münzſammlung, welche gute Sicilianiſche und Puniſche Stücke enthält.

In der Kathedralkirche iſt ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufſtein gebraucht wird. Er iſt an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche ſehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verurſacht. Einige behaupten, es ſey das Grab des Phalaris, des erſten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, geweſen. Dieſe beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verurſacht, worin ſie mit eben ſo nichtigen als geiſtreichen Gründen vertheidigt werden. Geſtalt und Maß dieſes Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur iſt ganz in demſelben Styl, vielleicht nicht einmal ſo gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Beſſeres geſehen haben, es für ein Wunder der Kunſt halten, und dieß auch einige Reiſende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich ſollte man es für Römiſch anſprechen, und es mag die Aſche eines Conſuls oder Prätors unter den Kaiſern enthalten haben. Die Bildwerke daran ſcheinen einige beſondere Umſtände aus dem Leben und der Familie eines ſolchen Mannes vorzuſtellen, welche jetzt unbekannt ſind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegoriſche und mythologiſche Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent ſehr höflich und dienſtfertig. Sie bilden ſich auf den Ruf der Gaſt-

freiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, ſehr viel ein, welche ſie nachzuahmen trachten, inſofern der Unterſchied der Umſtände es erlauben will; aber ſo liebens- und lobenswerth ihre Abſicht ſeyn mag, ſo ſind ſie eher dem Fremden unbequem, als daß ſie ihm wahrhaft beiſtänden. Denn Aufmerkſamkeit und Höflichkeit werden beſchwerlich und läſtig, wenn die, welche uns ſolche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntniſſe uns zu unterrichten. Und dieſes iſt nur zu ſehr der Fall der Girgentiner ſowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Weſens macht ſie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, ſo werden ſie roh und zudringlich. Man fühlt ſich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müſſen, welche mit der Abſicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich iſt, ſeine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent iſt fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles Sicilianiſche Oel iſt wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchſt ſchlecht. Auch werden daſelbſt vortreffliche Pferde gezogen, deßwegen es auch ſonſt berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia; magnanimum quondam generator equorum.

Ali-

Alicata.

Den 17ten May.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Ueberbleibſel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon ſichtbar geweſen. Die Geloiſchen Felder, welche ſich den ganzen Weg zwiſchen Alicata und Terra nuova erſtrecken, ſind ſehr fruchtbar, aber wie dieſe ganze Küſte ſehr ſchlecht angebaut. Der See, welcher ſonſt Camarina ungeſund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerſt fruchtbar iſt. Er ward ſonſt Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grauſamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob ſie den See ablaſſen ſollten. Aber ſie erhielten zur Antwort: Sie ſollten Camarina nicht rühren. Da ſie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten ſie den See aus, wodurch ſich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht ſich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

> Fatis nunquam concessa moveri
> Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten May.

Bei Biscari wurden wir eine ſehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinſtöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Anſehn von Wohlſtand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Beſitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man dieſe ſämmtlichen Anlagen ſeinem Geiſte und ſeiner Großmuth ſchuldig ſey. Wir waren leider nur zu bald von dieſer Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir ſeine Gränze verließen, erſchienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Dieſe Küſte, welche einſt ſo manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlſtand des Lebens verſchaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falſches Syſtem politiſcher Oekonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüſte zu machen, als die ſchlimmſten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Daſſelbe Syſtem hat ſeinen unglücklichen Einfluß über die ganze Spaniſche Monarchie ausgebreitet. Indeſſen die übrigen Nationen Europa's Künſte und Manufacturen begünſtigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beſchäftigt, welche ſie dadurch zu erhalten ſuchten, daß ſie

ſolche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeſchickter Körper, zuſammengeſetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich ſchwach und unfähig waren, einander beizuſtehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen ſich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüſtung und Jammer hinter ſich läßt. Nur wenige nehmen Theil an dieſen Schätzen, und auch dieſe ſind nur augenblickliche Beſitzer, welche ſie unmittelbar aufwenden, um ſich ausländiſchen Luxus von geiſtreichen und arbeitſamen Völkern zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Beſitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation beſteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieſes kommt natürlich, wo jene ſind. Iſt es nun auf dieſe Weiſe erworben, ſo belebt und begeiſtert es alles. Denn wenn ein jeder ſich Bequemlichkeit und Ueberfluß verſchaffen kann, ſo erſcheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeiſt. Der Handwerker wie der Manufacturiſt, alle ſind auf Thätigkeit geſtellt, und jeder bemüht ſich, ſo viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, ſein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beſchließen.

Syracus.

Den 20ſten May.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war, und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläufig ſind, ja, wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich, die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X, 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabère Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

iſt nicht erhört worden: denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpfet und dient nur zu einem Waſchtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einigermaßen unterſchieden von denen, welche Theokrit und Virgil beſchreiben: es war nichts als eine Geſellſchaft der ſchmutzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehen.

Die Kathedralkirche iſt ein alter Doriſcher Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht ſo gerühmt worden. Er iſt noch leidlich erhalten, aber ſo bedeckt und entſtellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren iſt. Vom Theater und Amphi=

theater iſt nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felſen gehauene Sitze. Auf einem derſelben im Theater ſteht eine Inſchrift, welche ſich auf eine Königin Philiſtis beziehen ſoll, von welcher jedoch die Geſchichte nichts meldet. Zu Beſtätigung dieſer Meinung bringen ſie auch einige Münzen zum Vorſchein. Andre aber behaupten, die Buchſtaben jener Inſchrift ſeyen von zu neuer Geſtalt, als daß ſie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geſchichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieſer Art, gibt auch dieſer Umſtand eine unſchuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forſchluſtigen, an welchen Sicilien ſehr fruchtbar iſt.

Nicht weit von dem Theater ſind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgeſunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man ſtehen gelaſſen, getragen werden. Verſchiedene dieſer Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Maſſen ſind zuſammengeſtürzt, welche nun mit Büſch= und Kräuterwerk bedeckt den wildeſten und ſchönſten Anblick bilden, den man ſich denken kann.

In einer dieſer Höhlen iſt eine Alaunſiederey, wodurch ihre natürliche Düſterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das ſchwache Licht des Feuers, die ſchwarzen Geſichter der Arbeiter geben den Anblick einer

romantiſchen Zauberſcene. Was man das Ohr des Dionyſius heißt, iſt eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Puncte zuſammenläuft. Sie geht in den Felſen ungefähr 70 Yards in der Geſtalt eines Lateiniſchen S, und hat noch ein ſehr ſtarkes Echo, welches wahrſcheinlich ſehr geſchwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß dieſe Höhle von Dionyſius angelegt ſey, um die Geheimniſſe der Gefangenen zu erfahren, iſt wahrſcheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftſteller etwas davon erwähnt. Indeſſen ſcheint ſie doch vorſätzlich zum Echo angelegt: denn ſie iſt mit mehr Kunſt und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufſtand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieſer Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo ſich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian ſagt, daß die ſchönſte dieſer Höhlen nach dem Namen Philoxenos des Poeten genannt worden, der ſein Gedicht von den Cyclopen ſchrieb, während er von Dionyſius hier eingeſperrt war; und ich bin ſogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil ſie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina ſind näher an der See,

und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerkloſters. Sie ſind in derſelben Art wie die andern, nur weit ſchöner und mahleriſcher. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felſen ſind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie ſie früher beſchaffen geweſen, kann man aus der Beſchreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und ſo ſind dieſe ſchrecklichen Wohnungen der Rache, einſt der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmſten Luſtorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin ſo mancher Elende ſein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantiſche Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwey verſtümmelte Säulen, welche für Ueberreſte des Tempels, der dem Olympiſchen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienſer, nachdem ſie von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechzehn Cannelirungen, und ſind die erſten der alten Doriſchen Ordnung, die ich mit Baſen

geſehen habe. Vor kurzem fanden ſich noch dieſe Ueberreſte viel bedeutender, aber bald wird ſogar ihre Spur verſchwunden ſeyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Dieſe Säulen, nebſt einigen unterirdiſchen Waſſerleitungen und Grabhöhlen, ſind alles, was von der ſo mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einſt ſo außerordentlich ſchön war, daß ſelbſt Marcellus, in dem Laufe ſeiner Siege, ſich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückſelige Herrſchſucht verwünſchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerſtören. Die reichen Paläſte des Dionyſius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Mahlerkunſt, welche ſie zierten, ſind zerſtört und nicht eine Spur derſelben zurückgeblieben. Selbſt die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erſtaunen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man auch den Grund derſelben nicht einmal mehr entdecken kann. Lieſ't man die Erzählung von allen dieſen weit ausgedehnten Werken, ſo verwundert man ſich, wie ſie faſt ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches dieſe Stadt erduldet, wie oft ſie geplündert, verwüſtet und verbrannt worden, ſo muß man ſich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeſte davon übrig iſt. Die Einwohner waren ſo berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Feſtig-

keit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feſte des Dionyſius und Hiero überſteigen allen Glauben; aber aller dieſer Reichthum und Herrlichkeit konnte ſie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo ſie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köſtlichen Paläſte der gebildeten und entnervten Griechen in Beſitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus iſt nicht ſo weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeſchlacht darin geliefert worden, welche über das Schickſal von Sicilien entſchied. Er iſt nirgends über zwey Meilen breit, ſo daß die Schiffe der alten Athener und Syracuſer jämmerliche Maſchinen müſſen geweſen ſeyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der ſo reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, iſt nun ganz verſchüttet und zerſtört. Dionyſius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsſchiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, ſo wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, ſo läßt ſie ſich nicht wohl beſtimmen, man müßte denn ſich aus dem Raum, den ſie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo ſagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreiſe gehabt; aber mir ſcheint dieſe An-

gabe übertrieben. Die Entfernung zwiſchen Ortygia und Epipolä läßt ſich, von den Latomien aus, ganz wohl überſehen, und gewiß war ſie nicht größer als zwey Meilen. Der Durchſchnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drey Meilen von einander entfernt ſind. Der Umkreis von Syracus mag alſo ungefähr mit dem von Agrigent zuſammentreffen, und ſomit auch die Bevölkerung ungefähr dieſelbe geweſen ſeyn.

Wir reiſ'ten den 23 May von Syracus ab, ließen Agoſta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß ſich daſelbſt nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus ſieht man die Ueberreſte eines alten Gebäudes, welches Marcellus ſoll errichtet haben; aber ich vermuthe, es ſey ein Grabmal geweſen. Die Gegend der Leontiner, ſonſt wegen ihrer Fruchtbarkeit ſo berühmt, iſt gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar, denn die Luft iſt ſehr ſchlecht. An verſchiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von ſelbſt an unbebauten Stellen wächſ't. Er iſt kleiner als der gemeine Weizen, und ſchwerer aus der Hülſe zu bringen; aber ſeine nährenden Eigenſchaften ſind genau dieſelben. Wahrſcheinlich iſt daher die Fabel von der Ceres entſtanden, welche zuerſt den Anbau des Weizens in dieſem

Lande ſoll gelehrt haben. Die Ebene von Catania iſt ſehr reich, aber unbewohnt wegen der böſen Luft. Wir ſetzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche dieſe Ebene in zwey Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alſobald die ſchrecklichſten Verwüſtungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 23ſten May.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben ſo friſch ausſieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieſer geſchah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavaſtrom floß herunter, unvermeidliche Verwüſtung, wo er nur hinreichte, mit ſich bringend. Anſtatt einige Anſtalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneſer den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerſtört, der Hafen verſchüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte ſich, dieſes Unglück habe ſich wegen ſeines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld ſeiner himmliſchen Beſchützer, zugetragen.

Bald nach unſerer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erſtemal das Vergnügen, einen edeln Vaſallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, deſſen Bekanntſchaft immer höchſt ſchätzbar ſeyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück geſetzt haben möchte. Das Ausſehen ſeines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit ſeiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der ſie von ihm ſprachen, und der allgemeine Geiſt der Thätigkeit, der im Ganzen herrſchte, gab mir den günſtigſten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung ſeines Hauſes beobachtete und den Geiſt und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde ſeines Landes die Rede iſt. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geſchicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Geſinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches alles den Gedanken an Verbeſſerung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geiſt hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, wel-

ches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſeyn ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Sculptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, Hetruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die Sicilianiſchen ſind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums ſind: denn der Geſchmack und die Ausführung daran iſt ſo vortrefflich, daß ſie ſchon als Werke der Sculptur betrachtet höchſt anziehend ſind.

Des Prinzen Palaſt iſt ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil deſſelben in barbariſch Sici=

lianiſchem Geſchmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Styl der neuen Baukunſt, indem ſie ſeit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten Steinarten geſchmückt, welche man in die ſeltſamſten Figuren gebracht hat. Es läßt ſich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden ſollte. Das Benedictinerkloſter iſt ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Koſten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es iſt nicht geendigt, und wird es wahrſcheinlich niemals werden; denn dieſe Stadt kann ſich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer verſprechen. Die Kirche iſt edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz beſonders iſt, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man ſcheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet iſt, dem Palaſt des Prinzen Palagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloſter findet ſich eine

ſchöne Sammlung Hetruriſcher Gefäße, beinahe alle ſo gut als die, welche Prinz Biscari beſitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß dieſe Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens iſt in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer ſtecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforſchungen angeſtellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet ſind, läßt ſich ſchließen, daß das Theater ſehr prächtig geweſen. Eine Vaſe, nebſt dem Piedeſtal von einer derſelben, ſteht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie ſind von weißem Marmor, ſehr überladen mit Zierrathen, und ſcheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Beſonderes, denn es ſind bloß Maſſen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektoniſche Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterſcheiden können.

Die Einwohner von Catania ſind, gleich den übrigen Sicilianern, ſehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuſchreiben, aber ohne Grund; denn die Griechiſche Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerſtört, bald nachher zwar wieder hergeſtellt, aber auf's neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüſtet. Durch den Beiſtand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem glei=

chen Unglück überfallen wurde. Man kann ſich nicht genug verwundern, daß, nach ſolchen wiederholten Zerſtörungen, die Stadt immer wieder in derſelben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf ſie hinführt. So lange der Hafen daſelbſt den Handel begünſtigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergeſſen ließ; aber zuletzt hatten ſie keine andere Urſache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch dieſe ſchien gehoben, als alles mit verbrannten Felſen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüſte verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich ſchwer zu erklären iſt, hat allen Widerſtand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerſtörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beſtändiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe laſſen ſie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch ſeinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Beſatzung aufzunehmen. Deßwegen wächſt ſie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er ſowohl den Künſten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Anſehen von Leben und Betriebſamkeit, die in keiner andern Siciliani=

cilianiſchen Stadt zu finden ſind. Noch kürzlich erbot er ſich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünſtigt, ſo wäre dieſe Stadt der große Handelsplatz von dieſem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben ſollte, fand dieſes Anerbieten dennoch Widerſtand. Indeſſen hat der Prinz das dazu beſtimmte Geld auf die Erbauung einer Waſſerleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewäſſert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umſtändliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich ſah, ſehr viel verſpricht.

Aetna.

Den 27ſten May.

Nachdem wir das Merkwürdigſte in Catania geſehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, ſteigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch dieſe ſind von dem letzten Lavaſtrom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze mit einem verdorbenen Spaniſchen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicoloſi hervor, und die Gegend rings umher iſt noch mit trockner ſchwarzer, damals ausgeworfener

Aſche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, ſind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch geſtern geſchehen wäre, und werden wahrſcheinlich noch lange ſo bleiben, bis der Witterungswechſel die verbrannte Materie genugſam gemildert hat, um ſie der Vegetation fähig zu machen. Ich ſtieg auf den Gipfel dieſer Erhöhungen, und ſah um mich her eine unendliche Anzahl derſelben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachſen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloſter von Nicoloſi und verfolgten unſere Reiſe, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blaſio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbeſuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg iſt den ganzen Weg über ſteil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen ſchrecklichen Anblick muß verurſacht haben, als ſie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's ſehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicoloſi befand ſich alles in der Mayenblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erſte

Laub, und die Luft war ſehr kalt und ſchneidend. Wir machten Feuer an in dieſer kleinen Höhle, raſteten bis Mitternacht, und ſtiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Aſche und Lavaſtücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg ſo ſteil, daß wir uns genöthigt fanden, unſere Maulthiere zu verlaſſen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenſtände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrſcht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöſe des Berges, welches laut und feyerlich klang, als wenn die See ſich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterſcheiden an einem rothen düſtern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die ſich hervorwälzten. Das Ganze zuſammen bildet die furchtbarſte Scene, die ich jemals geſehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieſer Seite des Berges; aber die Kälte war ſo ſtreng, daß wir ſie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anſtrengung durch loſe Aſche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber ſie war ſo mächtig, daß der heiße Dampf, welcher

aus den kleinen Riſſen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwey Stunden mit unendlicher Mühe und Beſchwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Ausſicht, die ſich hier zeigt, iſt über alle Beſchreibung oder Einbildung. Die ganze Inſel Sicilien, Malta, Calabrien und die Lipariſchen Inſeln erſcheinen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verſchwunden, und das Ganze zuſammen ſchien in Schweigen und Ruhe verſenkt. Ich fühlte mich ſelbſt über die Menſchheit erhoben, und ſah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenſtände der Ehrſucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen ſo viele mächtige Städte durch Kunſt und Waffen blühten, ſo zahlreiche Flotten und Heere um die Herrſchaft der Welt kämpften, ſchienen nur dunkle Flecken zu ſeyn.

Als die Sonne aufſtieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüſſe, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis ſie auf einen gewiſſen Grad gelangten, dann ſchwanden ſie wieder, gleichfalls ſtufenweiſe, in die Dünſte, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna ſelbſt bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, deſſen Schatten ſich weit über den ſichtbaren Horizont erſtreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleſcop, die Küſte von Afrika und

Epirus würde ſehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondſchen Taſchentubus die Küſte von Apulien zu ſehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugſame Aufmerkſamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaſtröme erkennen, welche doch nichts ſind gegen die Zahl derer, die ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen. Der ganze Berg, deſſen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreiſe hat, und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards ſenkrechte Höhe, iſt durchaus von Lava aufgeführt. Unterſucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergſtröme ausgewaſchen worden, ſo ſieht man, daß der ganze Berg aus verſchiedenen Lavaſchichten beſteht, die über einander, nach langen Zeiträumen gefloſſen ſind: denn ſie haben zwiſchen ſich Boden von abwechſelnder Dicke, von ſechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwiſchen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeſte iſt und am leichteſten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher ſich denken läßt, was für zahlloſe Zeitalter nöthig geweſen, um dieſe ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müſſen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein viel höherer Gipfel eingeſtürzt, und der gegenwärtige erſt wieder gebildet worden.

Dieſes hat mehr als Wahrſcheinlichkeit: denn ungefähr zwey Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, beſonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg ſey anfangs coniſcher Geſtalt geweſen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig iſt, ſo muß alles was über dieſer Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleineren Berges erſcheint, muß ehedem in Einem Aufſtieg bis zum Gipfel fortgegangen ſeyn, ſo daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünſchte dieſe Wunder der Natur mit mehr Muße und Anfmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in der gewaltſamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entſchloß ich mich, in den Krater hineinzuſchauen, ehe wir zurückkehrten. Unſer Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu ſagen; und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einſtürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche ſchon durch irgend einen kühnen Fremden verſucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerſchlund, ſah ungeheure vorragende Felſen, zwiſchen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermiſcht. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toſen der Wellen von geſchmolzener Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten,

daß ſie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſrer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1ſten Juny.

Nachdem wir zwey Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſern Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verſtümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edlen Eichen von England zu ſehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenſtand. Ich hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit den Troſt, eine der fruchtbarſten und bebauteſten

Gegenden der Welt zu ſehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Beſonders zeichnen ſich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Geſundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen ſind dieſe Strecken außerordentlich bevölkert, und viel beſſer als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menſchen, welche im Verhältniß größer iſt, als in irgend einem andern Theile der Inſel. Indem ich dieſe Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung beſtätigt, daß er ehmals höher geweſen: denn es läßt ſich eine Senkung, die auf eine weite Strecke ſich verbreitet, und der Rand derſelben noch ſehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juny.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unſerm Wege koſteten wir das Waſſer des Aſines. Es iſt ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter iſt der Fluß Onobalos,

nun La Cantara, ein bedeutendes Waſſer, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett iſt an einigen Stellen ſehr tief eingeſchnitten, und ich bemerkte, daß der Grund deſſelben eine Lavaſchichte war, ob ich gleich ſonſt in der Gegend nichts Vulcaniſches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südſeite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entſtanden iſt. Gegenwärtig iſt es ein armer ſchlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugſam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichſte Ueberreſt iſt ein Theater, welches unter denen, die ich geſehen, am beſten erhalten war. Es iſt von Ziegelſteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegeſta. Der äußere Corridor iſt zuſammengeſtürzt, aber das Proſcenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. ſ. w. ſehen. Auch ſind noch verſchiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforſcher nicht genau beſtimmen können, indem ſie zu weit und prächtig geweſen, als daß ſie nur zur Bequemlichkeit der Schauſpieler hätten dienen ſollen. Das Theater von Aegeſta, welches aus weit früherer Zeit iſt, hat nichts von dieſer Art, vielmehr ſcheint nur für das geſorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzuſtellen und zu hören. Das Tauro-

miniſche Theater war, wie es ſcheint, ſehr reich verziert, und zu aller Art von Schauſpiel und Gepränge eingerichtet, ſo wie dergleichen zur Zeit der Römiſchen Kaiſer gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geſchmack ſchon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verſtümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köſtlichen Bauſteinen umher, mit Capitälen und zerbrochenen Geſimſen einer verdorbenen Korinthiſchen Ordnung, welche beweiſen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrſcheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ausſicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küſte von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſeyn, wie auch Waſſerbehälter, aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Malteſiſche Speronara, welche wir zu Catania ge-

miethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

M e ſ ſ i n a.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch: denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die Heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwiſchen Kirchen, Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel geſtaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier ſteht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Feſtung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, ſondern ſie zu beherrſchen erbaut zu ſeyn ſcheint. Kommt man aber der Stadt näher, ſo verliert dieſe liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenſtand zeigt ein melancholiſches und niedergeſchlagenes Anſehen. Mehrere Häuſer ſind unbewohnt, gar manche fallen ſchon zuſammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigſte und ausgedehn-

teſte in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fiſchern zum Aufenthalt. Alles ſcheint das traurige Geſchick anzudeuten, welches dieſe unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchſten Zuſtand des Reichthums und der Glückſeligkeit zu der niedrigſten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgeſtiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüſterte ſich immer die Anſicht. Die Einwohner ſind arm und zerlumpt, und die Häuſer, die ſonſt der Aufenthalt der Großen und Reichen geweſen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's iſt vielleicht keine glücklicher gelegen als Meſſina. Die Luft iſt mild und geſund, und die Gegend umher ſchön und fruchtbar. Der Hafen iſt weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und ſowohl für den öſtlichen als weſtlichen Handel günſtig gelegen. Dieſe natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verſchiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den Normänniſchen, Deutſchen und Arragoniſchen Königen verliehen worden. Da ſie die erſte war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Inſel von den Saracenen eroberte, ſo ſcheint ſie ein beſonderes Recht auf Gunſt und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweiſe erhoben ſie ſo manche glückliche Umſtände zu Reichthum und Größe. Meſſina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für dieſe Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum

natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, ſo wurde den Einwohnern das Spaniſche Joch zur Laſt, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang, und gaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV, der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten ſchimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der Spaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzet. Dieſen traurigen Zuſtand noch auf's äußerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahr 1743 beinahe drey Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen Sicilianiſchen Styl, und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Kathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin ſich unter andern ein Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchrift davon beſeſſen; aber ich konnte

ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſeyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochenen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſeyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verächtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Aeneide (III. 420.) ſehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem ſtürmiſchſten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat undâ.

Auch ſieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwärtig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober=Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengeſetzter Richtung, eine Reiſe nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geſchah in Geſellſchaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, ſeitwärts durch die Gletſcher des Grindelwaldes, nach Lauſanne und Genf, wo P. H. ſeinen Bruder Carl nebſt dem berühmten Mahler Joſeph Vernet antraf, der ſeiner Geſundheit wegen eine Reiſe in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiederſehen war für beide Künſtler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Geſellſchaft ſeines alten Freundes die Reiſe nach dem ſchönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landſchaftsmahler in ſeinem Elemente lebt.

P. H. ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er ſich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er ſchon vormals bekannt war, mußte er verſchiedene Erläuterungen über die Art und Weiſe Oelgemählde zu reſtauriren, und über den dabei anzuwendenden Maſtix=Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegerſohn des Herrn Gore, mahlte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachſten Studien. Er mahlte dem

Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande geweſen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlaſſung, daß deſſen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borgheſe, in ſeiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemahlt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Dieſe Galerie oder Saal enthält fünf große Landſchaften, ferner vier kleinere Seeſtücke, die über den Thüren angebracht ſind. Bei dieſer Arbeit wurde jedoch der Künſtler ſehr eingeſchränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunſch, gewiſſe Gegenſtände vorzuſtellen, die ſeinem mahleriſchen Geſchmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit mahlte er viele Staffeleygemählde, unter andern zehn Ausſichten von dem Landhauſe des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schweſter, der Erzherzogin Marie Chriſtine in Brüſſel, ein angenehmes Geſchenk damit zu machen. Allein das Schiff, das dieſe Bilder führte, ging auf der Seereiſe zu Grunde. Glücklicherweiſe ſind die vorher unter Hackert's Leitung davon gemachten Kupferſtiche noch vorhanden.

Indeſſen hatte ſich der Ruf ſeiner Verdienſte immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, beſuchten ihn; und ob er gleich, noch vor ſeiner Reiſe in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preiſe ſeiner Gemählde für die Zu-

kunft

kunſt um ein Drittel vermehrt hatte, ſo waren doch immer für Holland, England, Deutſchland, Polen und Rußland, öfter auf ſechs bis ſieben Jahre, Vorausbeſtellungen vorhanden, ſo daß mancher Liebhaber ſtarb, ehe er noch zu dem Beſitze ſeines gewünſchten Gemähldes gelangen konnte.

Großfürſt und Großfürſtin.

Um dieſe Zeit war der Großfürſt und die Großfürſtin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denſelben bei'm Rath Reiffenſtein vorgeſtellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete ſie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenſtein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reiſe nach Neapel machen werde, worauf ſie ſogleich viele Beſtellungen von dortigen Ausſichten, mehreren umliegenden intereſſanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caſerta, bei ihm zu machen geruhten; ſo wie ſie ſchon vorher verſchiedene andere Gemählde von Frascati und Tivoli für ſie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieſer Gelegenheit drang ſowohl der Großfürſt als die Großfürſtin darauf, daß Hackert ſich entſchließen möchte, eine Reiſe nach Rußland zu machen.

Zweymal vorher hatte ſchon die Kaiſerin Katharina ihm Vorſchläge zu einer ſolchen Reiſe thun laſſen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienſte zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entſchuldigungen abzuwenden geſucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigſtens einen zweyjährigen Aufenthalt verſprechen. Beſonders drang die Großfürſtin auf das gnädigſte in ihn, ſo daß er ſeine Beſtellungen, ſeine Geſundheitsumſtände und was er ſonſt noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegenſetzte. Der Großfürſt verlangte ſchriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er ſonſt noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte ſich. Endlich ſchrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitſcheff, welcher die Kaiſerin über die Sache ſprach. Dieſe verlangte den Hackertſchen Originalbrief zu ſehen, und ſagte, als ſie ihn geleſen hatte: „Ich ſehe, daß des Mannes Geſundheit für unſer Klima zu ſchwach iſt, und merke deutlich, daß er nicht Luſt hat zu kommen; es iſt beſſer, ihn in Rom zu laſſen und ihn dort zu beſchäftigen.“ — Was auch die Kaiſerin zu dieſer Entſcheidung mochte bewogen haben, ſo erkannte ſie der Künſtler mit unterthänigſtem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele beſtellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand ſich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine ſolche Reiſe zu machen nicht erlaubten.

Graf Raſumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine mahleriſche Reiſe nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Seſſa u. ſ. w. Er eilte jedoch nach Caſerta, um Studien zu einem großen Bilde zu ſammeln. Für die Großfürſtin von Rußland ſollte die Anſicht des Palaſtes von Caſerta, nebſt der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

P. H. kannte ſchon ſeit mehreren Jahren den Grafen Andreas Raſumowsky, der jetzt in Neapel Ruſſiſcher Miniſter war. Dieſer Liebhaber der Künſte machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo P. H. zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio ſechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzuſehen, ſo hatten die Jäger dem Könige geſagt, daß ein Mahler daſelbſt viel gezeichnet habe, und daß der Ruſſiſche Miniſter jeden Morgen gekommen ſey, ihn zu beſuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Mahler wäre, und erhielt zur Antwort, daß P. H. ſchon vieles für Katharina die Zweyte gemahlt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürſtin von Rußland; auch in Puzzuoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künſtler zu ſehen und zu ſprechen.

Der Graf Raſumowsky meldete alſo an P. H.

das Verlangen des Königs; und da der Hof im May nach Caſtel a Mare ging, leitete man die Sache ſo ein, daß P. H. an dieſem Orte dem König vorgeſtellt wurde. Er hatte nichts weiter von ſeiner Arbeit bei ſich, als ein kleines Gonache=Bild, welches dem Grafen Raſumowsky gehörte: der König beſtand aber darauf, alle Studien zu ſehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieſes war dem Künſtler nicht erfreulich. Man machte viele Vorſtellungen, daß ein Künſtler nicht gern unfertige Sachen einem ſolchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſeyn mochten. Allein der König ließ ſich nicht abwendig machen und beſtand darauf, alles zu ſehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn P. H. ſeine Studien zuſammen und ging nach Maſſa, Sorrent und Caſtel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiſeſana, Nachmittags um vier Uhr, vorgeſtellt. Der König ſetzte ſich und betrachtete alles mit Aufmerkſamkeit. P. H. hatte eben keine große Vorſtellung von der Einſicht des Königs, und verwunderte ſich daher um deſto mehr, daß derſelbe mit geſundem Verſtande und beſſer ſprach, als ſonſt Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache=Gemählde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Ge=

genden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit ſo viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er beſah alles zum zweyten Mal mit vieler Zufriedenheit und ſagte: ſo etwas habe er noch nie geſehen. Da es aber 6 Uhr war, ſo war es Zeit, auf die Kaninchen=Jagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts geſehen hatte, ſagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzuſehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiſerliche Miniſter, war zugegen, und als großer Liebhaber beſchaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Raſumowsky; dieſer folgte, und der König verlangte, er ſolle mit P. H. ſprechen und ihm ſagen, der König wünſche vier Gouache=Gemählde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden ſelbſt wählen. P. H. erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Caſtel a Mare wieder nach Caſerta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefeſt in Boſchetto, Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, ſo ließ er P. H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verſchaffte ihm

die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe zu S. Leocio zu haben, und fügte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſes keine mahleriſche Gegend ſey; allein da dieſer Ort ihm ſtets gefallen, und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſeyn, davon ein gutes Bild zu ſehen. P. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter erndteten (denn die Ernte iſt hier ſpäter als in Caſerta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und ſah zu; da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er für ſich und ſein Gefolge gemeine Jägerſtühle kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er ſich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebſt verſchiedenen Knabenſpielen, die im Lande üblich ſind, angebracht werden könnten. P. H. antwortete, daß es ſehr ſchicklich ſey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, ſprach der König verſchiedenes. Unter andern ſagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tauſende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wiſſen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber

ſo gelehrt, wie alles andere, ſo daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! ſie ſind jetzt im Paradies.“ –

Die übrigen drey Gegenden zu jenen beſtellten Gouachen waren ſehr mahleriſch: Perſano, Eboli und Caſerta. Während dieſer Arbeit mußte Hackert dem König verſprechen, ihm ein großes Bild von Caſtel a Mare zu verfertigen mit ſeinen Galeotten. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles ſollte ganz genau nach der Kunſt der Seeleute verfertigt ſeyn. Zu Anfang Septembers ſendete P. H. die vier Gouache-Gemählde; der König freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ſelbſt ſie im Caſino von Pauſilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caſerta aufſtellte. Der Künſtler kam Mitte Octobers nach Caſerta, und brachte dem König das große Oelgemählde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und P. H. ſtand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemählde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemahlt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen, und die Königin kaufte es ſogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derſelben gemahlt werden ſollten. Der König beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbſt und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph der Zweyte kam nach Neapel und nachher auch Guſtav Adolph, König von Schweden. Joſeph nahm keine Feſte an als Jagden, beſuchte P. H., ſprach viel mit ihm, aber beſtellte keine Arbeit; der Kaiſer ging auf die Jagd nach Perſano, wo er zehn Tage blieb; P. H. mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieſer hatte vier Gemählde beſtellt für einen runden Saal al Fuſaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden ſollten, Neapolitaniſche Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches ſehr mahleriſch ausfällt. Der König lud Joſeph den Zweyten nach al Fuſaro ein; P. H. mußte mit drey fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiſer mit viel Energie und Geſchmack die Bilder, ſo daß die Königin ſich verwunderte und zu P. H. ſagte: „Ihr habt den König ſehr in die Kunſt eingeweiht, welches

mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns geſchickt! Ich bin entzückt, daß der König Geſchmack an den ſchönen Künſten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie ſagte dieſes und anderes Höfliche mehr in Franzöſiſcher Sprache.

P. H. blieb in Neapel bis Anfangs Juny, und da Graf Raſumowsky die Bäder in Iſchia nehmen wollte, ſo mußte P. H. verſprechen, den Auguſtmonat und einen Theil des Septembers ihm Geſellſchaft zu leiſten. Der Künſtler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorſtellend, nach Iſchia in den Palaſt des Grafen. Der König ſtattete daſelbſt einen Beſuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei P. H. und ſah mahlen. Im October kehrte dieſer nach Caſerta zurück, um die Arbeit fortzuſetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pic di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caſerta gegen Mattacone; der Herbſt zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Perſano, mit dem Berg Poſtiglione, der mit Schnee bedeckt war. Dieſe vier Bilder kamen, wie geſagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fuſaro, der zur Jagd und Fiſcherey beſtimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo ſie geblieben ſind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Kö-

nigin und ſchenkte ſie ihrer Schweſter Marie Chriſtine, und ſie finden ſich noch bei dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. P. H. bedauerte den Verluſt dieſer Gemählde, weil er ſie für ſeine beſte Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner beſtellte der König ein großes Bild, wie es ſchon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weiſe der Pallieſer. Zu dieſem Bilde gehörten viel Studien, ſowohl der Perſonen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthſchaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte ſein Portrait auf dieſem Bilde haben, und ſaß dem Künſtler ein- und eine halbe Stunde; es fiel ſehr ähnlich aus. Gegenwärtig beſitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffſtadt in Berlin. Auch viele Cavaliers ſaßen ihm und wurden ſehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Caſtel Pagano und mehrere. Dieſes Bild koſtete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunſt ſehr richtig vorgeſtellt werden, ſo daß dieſes Bild erſt 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemahlt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwey Hunden einen Haſen hetzt.

Caſerta.

Graf Raſumowsky wurde zurückberufen, und der König gab P. H. ein Logis auf dem alten Palaſt. Indeſſen verurſachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreiſen von Rom nach Caſerta, großen Zeitverluſt und viele Koſten, ſo daß P. H., da er nur ſeine gewöhnlichen Preiſe vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte ſich hierzu nicht verſtehen; die Sache ging nicht vorwärts, ſo daß P. H. zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majeſtät nicht 100 Neapolitaniſche Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, ſo würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reiſen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und P. H. ſprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caſerta zu kommen, welches er auch verſprach. Dieſes geſchah im Studium des Künſtlers. Der König ſagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaſte um 6 Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreiſe ſprechen.“ P. H. kam; der König war ſehr gnädig und ſchenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebſt 6 Faſanen und andern Dingen. Die Königin ſah den

Künſtler am folgenden Tag um 12 Uhr, ſchenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer verſprechen, im October wieder in Caſerta zu ſeyn.

Anſtellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die beſtimmte Zeit zurück, und alles ging ſeinen alten Gang. Im Jahre 1786 ſprach der König mit P. H., daß er ihn und ſeinen Bruder Georg engagiren wolle, und ſie in Neapel bleiben ſollten. Dieſe Sache wurde ſehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, ſtellte P. H. die Conditionen für ſich und ſeinen Bruder, und ſagte den Inhalt ſelbſt an den König. Dieſer wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorſtellen ſollte. Dieß geſchah im März, und Acton ſchrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erſt die Depeſche von der Finanzſecretarie, wo die Penſion ſollte gehoben werden. Die Brüder reiſten nach Rom, und machten Anſtalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geſchah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palaſt Francavilla in der Chiaja.

Nun iſt es gewöhnlich, daß die Kammermahler, wenn ſie in königliche Dienſte treten, einen Eid ablegen

müſſen; da P. H. aber ſchon beinahe vier Jahre dem Könige als Mahler gedient hatte, und ſehr bekannt war, ſo ſprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Proteſtant den katholiſchen Eid ablegen. Ein Cavalier aber ſagte einſt zum König: ob Jhro Majeſtät wohl wüßten, daß P. H. nicht zur Römiſch-katholiſchen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Jch weiß es ſehr wohl: wiſſet aber auch, daß es ein ehrlicher Mann iſt, der einen vortrefflichen moraliſchen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidſchwur dient. Jch wünſche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

Einſt wollte P. H. nach Caſerta fahren, wo er ſeine Wohnung im alten Palaſt hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caſerta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß ſtille halten — der König kannte ihn ſogleich, grüßte ihn ſehr freundlich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caſerta. Er kam von Carditello, und ſpeiſ'te gewöhnlich um 1 Uhr. P. H. eilte nach, und ſobald er in ſeinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als ſich ſogleich dem König zu präſentiren, weil dieſer ihn ſchon geſehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechſelt,

tritt der König in ſein Schlafzimmer, und ſpricht auf eine gnädige freundliche Weiſe: „Seht, wir ſind geſchwinder. Ich bin der erſte, der Euch die Viſite macht." Er befahl, P. H. ſollte ſich völlig ankleiden, und hielt ſich eine gute halbe Stunde auf, um ſeinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht Ihr morgen?" P. H. ſagte: wenn Ew. Majeſtät keine andern Befehle geben, ſo richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, ſagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe ſchöne Ausſichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde." Sie waren auch wirklich ſchön.

Liebhaberey des Königs.

Der König war von Jugend auf ein paſſionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Geſundheit in ſeinen Jugendjahren ſoll ſehr ſchwächlich geweſen ſeyn; durch die Jagd iſt er ſtark, geſund und friſch geworden. P. H., der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf ſeinem Poſten war, hat ihn unter hundert Schüſſen nur einen einzigen fehlen ſehen. Doch war es nicht allein die Jagd, ſondern das Bedürfniß in der friſchen Luft zu ſeyn, was ihn geſund erhielt. P. H. hat oft Gelegenheit durch ſein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu ſehen, amüſirte den König

ſo ſehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beſchäfti=gung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert iſt oft mit ihm zur See nach Iſchia und Capri geweſen. Des Nachts commandirte ſeine Corvette der Capitän, des Tages der König ſo gut als der beſte Seeofficier. Die Fiſcherey und Anlagen zur Fiſcherey verſtand er vollkommen, ſo wie er es auch bewieſen hat auf dem See von Fuſaro, der ſchon von Alters her durch einen Canal Zuſammenhang mit der See hat, und deßwegen Salzwaſſer iſt, wohin der König Auſtern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um ſie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jah=ren den glücklichſten Erfolg hatte. Die Fiſcherey war gemeiniglich auf dem See von Fuſaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tauſend Pfund verkaufte. Die Auſtern wurden in den Monaten, worin ſich ein R befindet, öffentlich, ſowohl in Neapel als am See ſelbſt für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R iſt, als von May an bis in den September, durfte keine Auſter angerührt werden, weil ſie ſich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beſte Matroſe, und ſchalt ſehr ſeine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunſt ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt ſeyn, ſo iſt er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er ſchreibt

eine vortreffliche Hand, und ſchreibt geſchwind, verſtändig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Geſetze von San Leocio geſehen und geleſen, bevor ſie gedruckt wurden. Der König hatte ſie einem ſeiner Freunde übergeben, der nachſehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeſchrieben und gedruckt. Hätte man dieſen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben laſſen, ſo wäre er einer der beſten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

P. H. war mit dem König in Perſano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu mahlen für die Bilder, die der König bei ihm beſtellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verſchiedene Thiere, beſonders wilde Schweine, Hirſche, Tannthiere und Rehe zu mahlen. Dieſe Studien konnten nicht in ein oder zwey Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, alſo wollte P. H. nicht ſpeiſen, um ſeine Arbeit bis an den Abend fortzuſetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu ſehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in ſein Appartement ging. Eines Tages war es ſchon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in ſeinem Zimmer war, ließ er

ſich

ſich kleine Würſte von Schnepfen, mit Schweinefleiſch vermiſcht, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf dieſen Jagden ſpeiſ'te er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Salſicie aß, ſagte er zu ſeinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er ſoll kommen ſo wie er iſt, und mir zeigen, was er heute gemacht hat." Dieß geſchah ſogleich. Die Königin befand ſich bei dem König; er ſah alles mit Wohlgefallen an; endlich ſagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erſtaune." — P. H. ſagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, ſo verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majeſtät es geſchenkt haben, würden ſehr übel auf mich zu ſprechen ſeyn. — „Es freut mich, daß Ihr ſo charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegeſſen?" — Gefrühſtückt, erwiderte P. H. Zu Mittag kann ich nicht eher ſpeiſen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet iſt, es ſey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt ſich nicht wohl ſtudiren. — „Dieſe Würſte ſind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, ſie werden Euch ſo gut ſchmecken wie mir. Borelli! ſagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denſelben Würſten zu geben und von demſelben Burgunder, damit er ſich nach ſo vieler Arbeit wohl erhole." Er befahl den andern Tag dem Küchenmeiſter, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder

könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu ſpeiſen gäbe. Man ſah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und ſagte.

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert ſich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: Ihr müßt oder Ihr ſollt das thun; ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte Euch das zu thun. Iſt die Sache gemacht, ſo dankt er ſehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt, und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird.

Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt jedermann richtig was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenke an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermahler, und ſeine Claſſe bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik, wie Paeſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwey oder drey, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein, nebſt einem Korb voll Becaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft

katholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs= bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen; P. H. aber bekam zwey. Der König ſagte: „alles was von Hackert's Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen: er muß zwey haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce Spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus in's Mittelländiſche Meer, im May, hat ſeinen Zug, und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen, und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er

zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: das iſt für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit Schnee bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchof von Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwey Freunde beſchenkte, und doch auf drey Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch ganz friſch, iſt nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleiſch, mortificirt ſeyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genoſſen. P. H. bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige; im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte, und die das beſte waren, was die See gibt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno ſind. Dieß iſt das zarteſte Fleiſch an jedem Fiſch; man kann kaum mehr als zwey eſſen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umſtände auf dem Roſt gebraten. Verſchiedene Fremde von Stande, die dieſe Speiſe nicht kannten, haben ſich oft bei Hackert eine Unverdauung gegeſſen, weil ſie zu viel davon aßen. Es

iſt gewiß, daß es von den Fiſchen der größte Leckerbiſſen iſt, den man eſſen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, ſagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſeyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib=Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thüren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den Engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Hitze ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag halten kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an, und ließen ihm auf's Schloß ſagen, wenn er ihnen in den Engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo würden ſie um vier Uhr zur

Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Don Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher! (der König kannte genau alle ſeine Leute) gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen.“ — Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieſer: „was will der Joſeph von Euch haben?“ — Hackert mußte dem König alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen was er kann und was zu haben iſt! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſeyn, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht aviſirt.“ Hackert ſagte: Ew. Majeſtät wiſſen, daß in Caſerta nichts anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute Butter von Carditello; das übrige kommt aus Neapel. Der König ſagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fiſch ſchicken: denn ich habe heute früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wiſſet, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indeſſen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, gibt gerne, und freut ſich, wenn andre es mitgenießen. Einſt auf einer großen Faſanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu ſehen, ſo daß die Faſanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geſchoſſen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein jeder geſchoſſen hatte, nahm der König einen alten Faſanhahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: dieſer iſt recht fett; er ſuchte einen zweyten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Laufer: „der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reiß gekocht in Caſerta zu Mittag ſpeiſen.“ Den zweyten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Faſan allein ſollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun und dieſen mit Brühe und Faſan zuſammenkochen laſſen. Der Reiß zieht das Fett des Faſans an ſich und bekommt einen vortrefflichen Geſchmack. Der König machte ein ſolch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber, ſagte er, morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es Euch geſchmeckt hat.“ In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, woran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. P. H. ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſe-

hen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſah, fragte er gleich: „wie hat der Faſan geſchmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiderte er. Der König ſagte: „meiner war auch ſehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind.“ Der König hatte ſehr gute Franzöſiſche Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitaniſche.

In Caſerta hatte P. H. keine Tafel von Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühſtück, was er aus der Conditorey verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erſte Kammermahler das Recht hat, ſo auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht ſpeiſen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthſchaft vorſteht, der Fourier, der die Quartiere beſorgt u. ſ. w. Dieſe Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König ſpeiſt, in demſelben Augenblick bedient, wenn man dem König ſervirt. So wie der König abgeſpeiſt hat, iſt die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben ſo gut bedient iſt, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide ſehr gutherzig ſind, freuen ſich, wenn andre,

die ſie ſchätzen, mitgenießen. Wenn alſo mit ſolchen ſeltnen Sachen ihre Tafel bedient war, ſo ſchickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüſſel, der König an Hackert, und ſagte: er verdient es und verſteht es. Die Königin, wenn ſie ohne große Suite war, ſchickte gleichfalls an Hackert verſchiedene Sachen von ihrer Tafel, ſogar Sauerkraut, und ſagte: „bringt es dem Hackert, der verſteht es. Es iſt auf Deutſche Art mit einem Faſan zubereitet. Die Italiäner eſſen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geſchmack.“ Es verſteht ſich, daß ſo viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

M ä ß i g k e i t.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eſſer war; nur wenn er um drey Uhr oder ſpäter, nach der Jagd, ſpeiſ'te, aß er etwas mehr, beklagte ſich aber des Abends, daß er zu viel gegeſſen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig luſtig in Belvedere geſehen, wo er von ſeinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonſt trank er ſehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag geſpeiſ't hatte, aß er ſehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fiſche, aber zarte Fiſche, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er ſpäter gegeſſen, ſo genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot.

Bei der Tafel war er ſehr munter und machte ſehr gut die Honneurs derſelben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, ſowohl auf dem Lande als unter ſeiner Familie, die zuſammen ſpeiſ'te. P. H. war oft dabei zugegen: denn wenn der König mit ihm von ſeinen Sachen geſprochen hatte und manchmal hinzuſetzte: ich werde bei der Tafel Euch das übrige ſagen, ſo trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieſer ſprach mit ihm. Es war eine Freude anzuſehen, wie er unter ſeinen Kindern als ein guter Hausvater ſaß.

Zufällige Einkünfte.

In Caſerta kam ein Pächter, welcher Jeſuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und ſagte: Ew. Majeſtät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieſes Jahr alle Frucht zu Schanden geſchlagen, ſo daß es eine Unmöglichkeit iſt, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jeſuiten-Güter will nichts nachlaſſen, alſo bitte ich Ew. Majeſtät, mir die Gnade zu erzeigen; ſonſt bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrſte davon iſt erſpart von verſchiedenen Jahren her; denn in dieſem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König ſah dem Mann ſehr genau in's Geſicht; es ſchien ein guter ehrlicher Mann zu ſeyn. Der König frug ihn:

„Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?“ Er antwortete: ja! — „Kommt herein!“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und ſagte: „das iſt das erſte Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jeſuiten-Gütern ſehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geſchehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf ſchreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianiſcher Prieſter zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spaniſchem Hofgebrauch muß er ſich bei dem Thürſteher melden und ſagen, was ſein Verlangen in der Audienz iſt. Dieſes wird aufgeſchrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgeſtrichen. Der König ſteht vor einem Tiſche und erwidert kein Wort. Vor der Thüre ſtehen zwey Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwey. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerſt mit Kniebeugen demſelben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiſer Leopold einen Hund geſchenkt bekommen, den ſie in der Feſtung Belgrad bei dem commandirenden Baſſa gefunden hatten. Der Hund war ſehr groß und

ſchön, zahm wie ein Lamm, und daher beſtändig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde ſind, die nie ſatt genug haben, wenn ſie Speiſen riechen. Der Prieſter ſprach zum König, eines Proceſſes halber, den er rechtmäßig ſeit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derſelbe ſprach, war der Hund immer mit der Naſe an ſeiner Taſche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König ſagte zum Prieſter: „Ihr müßt Fleiſch oder Braten in der Taſche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, ſo läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Prieſter ſagte zum König: ich habe eine gebratene Salſicia in der Taſche, das iſt mein Abendeſſen. Zu Fuß bin ich zwey Poſten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König ſagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles geſagt und ſeine Bittſchrift überreicht hatte, befahl ihm dieſer, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da ſie zu Ende war, ließ ihm der König durch ſeinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm ſagen: dieſes wäre damit er zu leben hätte; ſein Proceß ſollte bald geendigt ſeyn. Wirklich hatte der König ſolche ſtrenge Befehle an die Gerichte ertheilen laſſen, daß der Prieſter in wenigen Monaten ſeinen Proceß gewann. Als er zum König kam und ſich für die Gnade bedankte, ſo war der

Hund wieder da. Der König ſagte: jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salſicia in der Taſche haben für den Baſſa.“ So hieß der Hund. Nein, ſagte der Prieſter, ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majeſtät habe ich ein anſehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Faſaneneyer.

Im Jahre 1787 wurde eine gewiſſe Intrigue zwiſchen dem Spaniſchen Hofe und der Prinzeſſin Jaci, der Secretarie des Miniſters Marcheſe Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caſerta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unſchuldigerweiſe der Träger dieſer Briefe. Viele bei Hofe bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu ſchicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caſerta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit ſich führte, wozu die Verbündeten in Caſerta den Schlüſſel hatten, und die Prinzeſſin Jaci als Oberhaupt deßgleichen, ſo wurde einen Abend der unſchuldige Spedi=

tore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich ſeine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obriſtlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obriſtlieutenant bemächtigte ſich ſogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei ſich hatte, fuhr ſchnell nach Caſerta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caſerta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, ſetzte ſich der König mit der Königin und dem Miniſter Acton, um ſie zu leſen. Nachdem die intereſſanteſten Briefe geleſen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeriſtinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin ſtanden, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutſche Köchin der Königin geſchrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Faſaneneyer müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereyer. Die Glucke hätte ſchon 20 Tage auf den Eyern geſeſſen und noch wäre keins ausgekommen; ſie wolle alſo genaue Nachricht darüber haben. Der König ward ſehr aufgebracht über die Köchin, und ſagte: „Was! man ſtiehlt mir auf ſolche Weiſe die Eyer?“ Die Königin, die viele Geiſtesgegenwart hat, ſagte, um die Köchin zu retten, ſie hätte ihr befohlen, die Eyer zu nehmen, und

ſie nach Neapel zu ſchicken. Sie wollte die jungen Faſanen in den Vogelhäuſern im Francavilliſchen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen laſſen. Der König war hitzig und ſagte: „Du miſcheſt dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit ſtand er auf und ſagte: „Ich will keinen Brief mehr hier leſen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leſet die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Paſſion zur Jagd ging ſo weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König in's Boſchetto gehen mußte um zu zeigen, wo ſie die Eyer genommen hätte; die denn auf ihr rothwälſches Italiäniſch dem König noch dazu viel Unſchickliches ſagte, daß er ſo viel Aufſehen von 20 Faſaneneyern mache. Nachdem dieſe Hauptaffaire vorbei war, ſo ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Geſandten einführte und ſich an die 3000 Duc. jährlich ſtand, wurde nach Meſſina auf die Feſtung geſchickt. Marcheſe Sambucca ward abgeſetzt, behielt ſeinen ganzen Gehalt und zog ſich nach Palermo zurück. Viele andere kamen Zeitlebens auf die Feſtungen, und geringere verloren ihren Poſten, ſo daß ſie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

P. H. ſtand bei dem König in ſehr großem Credit, weil er offen und freimüthig ſeine Meinung ſagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens ſich nie in Hofintriguen einmiſchte. Wenn der König etwas verlangte, ſo machte er keine Schwierigkeiten, ſondern ſagte ſogleich: Ew. Majeſtät, es iſt gut, dieſes kann gemacht werden. So glaubte der König feſt, daß er ſelbſt die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und ſagte: Wenn Ew. Maj. es erlauben, ſo habe ich gedacht, noch dieſes hinzuzufügen. Es gefiel dem König, und er ſagte: „machet, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geſchah. Wenn die Sache fertig war, ſo hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und ſagte: „Das iſt meine Idee geweſen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr ſehet, ſehr gut ausgeführt.“ Die erſte Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft ſo viel hinzugeſetzt, daß man ſie ſuchen mußte. Der König ſagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden ſoll, ſo habt Ihr immer tauſend Schwierigkeiten, die mir unangenehm ſind. Der Einzige, den ich habe, iſt Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und ſehet wie alles ſo gut und ſolide gemacht iſt, und noch dazu ſehr geſchwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, iſt mir ſchon alle Luſt vergangen.“

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut ſprechen und ſchelten. Es war mit dem Fiscal von Caſerta, der halb taub war, und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes geſagt hatte über ſein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles iſt ſo gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu ſehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieſer Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles iſt ſtill ſeinen ordentlichen Gang gegangen und iſt gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen ſind bezahlt; ein jeder iſt zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles iſt in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand iſt zufrieden; beſtändig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Alſo muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger ſeyd.“ Damit wurde der Fiscal abgefertigt. P. H. wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er ſich ſehen ließ. Der König iſt ſehr ſanguiniſch, es vergeht ihm bald. Wie P. H. kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht

laſſen zu ſagen: ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caſerta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub iſt, ſo muß ich ſchreien. Wenn ich allein mache, ſo geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwiſchen kommen, ſo wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dieß iſt wahr. Wenn der König allein dirigirt, ſo gehet es gut, denn er kennt ſeine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig iſt, und läßt es wenigen Perſonen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

F a c t o t u m.

Der König war ſo gewohnt, P. H. bei ſich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verſchiedene Sachen, wenn ſie die Perſonen, die er um ſich hatte, nicht machen konnten, ſagte er gleich: „bringt es zum Hackert." Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, ſo wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergeſtellt und reparirt werden. Es geſchah gewöhnlich. Oefters ſagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und ſchicken mir die Sache in mein Quartier, ſo werden Sie bedient ſeyn. Dieß geſchah. Oefters hatte der König die Sache ſchon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm ſehr gefiel. Zum Beiſpiel, der König hatte

ſich zwey Argandiſche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen laſſen. Weil ſie an Hackert adreſſirt waren, ſo zeigte dieſer dem Aufſeher darüber, ſie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen ſollte, auf welche Weiſe er ſie täglich putzen müßte u. ſ. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caſerta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caſerta kam, ſo war der Docht zu Ende. Des Morgens machte dec König ſelbſt den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beſchmutzte ſich ſo ſehr mit dem ſtinkenden Oele, wie auch ſein Kammerherr, daß er endlich ſagte: „bringt ſie zum Hackert, der wird gleich wiſſen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß ſie unrein und voller Grünſpan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ ſie mit kochendem Waſſer rein machen, und zeigte dem Manne zum zweytenmal die Methode ſie anzuzünden und rein zu halten. So brannten ſeine Lampen wieder ſo gut wie vorher. Bei der Königin war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geſchickt, wenn man dieſes oder jenes fragen oder haben wollte.

Farneſiſche Verlaſſenſchaft.

P. H. war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Intereſſes. Dieſer Herr hatte das Princip alles durchzuſetzen, und ſich nie ein De=

menti zu geben; und ſo zog ſich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf ſeinen Punct, auf ſeine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich iſt, wenn ein König ſtreitet. Die erſte Differenz, welche P. H. mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeſchickt war, die Farneſiſchen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter ſeyen; dieſe könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Reſtauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beſte Reſtaurateur der Statuen war, verſchiedene vorher zu reſtauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und P. H. förmlich mit Cabinetsordre durch den Miniſter die Commiſſion bekamen, ſo nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzley Caſa Reale. Als ſie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus und viele andre mehr reſtaurirt. Dieſe wurden durch einen andern Bildhauer, Spoſini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte reſtauriren laſſen, in Beiſeyn des Raths Reifenſtein und der Angelica Kaufmann geſchätzt, damit alles unparteyiſch zuginge. Die Rechnung der Reſtauration belief ſich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für

den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Caſa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, ſo antwortete er: „Venuti und Hackert können die ſchlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Reſtauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Miniſter, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; ſondern er ſtellte demſelben vor, welche Eiferſucht und Neid es erregen müſſe, daß zwey Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commiſſion hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für beide nach ſich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geſchrieben. Zum drittenmal ſchrieb Hackert: daß Se. Majeſtät Herr wären, ſo viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in ſeinem Leben verkaufen würde; wenn alſo Ihro Majeſtät verkaufen wollten, ſo möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und ſie dort unter Ihren Augen verkaufen laſſen. Als der Marcheſe Caraccioli, der Miniſter von Caſa Reale war, dieſes dem Könige im Rath vorlegte, ſo antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal geſagt hat, dabei bleibt er: er iſt ein Preuße; und ich ſehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als P. H. nach Neapel zurückkam,

wollte der Miniſter Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie beide geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemählde-Reſtauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemählde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen, auf Befehl des Kö-

nigs, ſo ſchlug er dem Könige vor, dieſen in ſeinem gro=
ßen Studium zu Caſerta, unter den Augen Sr. Maje=
ſtät, die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen;
wozu er folgende Gemählde von der Galerie in Capo di
Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà
von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schi=
done; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano,
welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt iſt.
Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die
Abnehmung Chriſti von Ribera, Spagnoletto genannt,
bei den Carthäuſern zu S. Martino in Neapel, welches
von einem Neapolitaniſchen Schmierer ganz übermahlt
war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde.
Der König ſagte: ich will ſelbſt ſehen, wie Andres
das Uebermahlte abnimmt. Alles geſchah. Der König
ſah in Caſerta die Gemählde, in welchem Zuſtande ſie
waren, und kam wenigſtens einmal die Woche zu P. H.
und Andres. Die Operation ward ſehr zur Zufrie=
denheit des Königs und aller wahren Kunſtkenner ge=
macht. Als die Gemählde fertig waren, ließ ſie der Kö=
nig in Neapel in ſeinem Vorzimmer zur Schau ausſtel=
len, und freute ſich der Acquiſition, die er an Andres
gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich 600 Ducati Ge=
halt, als Inſpector der Galerie von Capo di Monte,
und 600 Ducati jährlich für die Reſtauration, bis alle
Gemählde fertig seyn würden, doch mit dem Beding,
zwey Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die

Kunſt zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemählde in Neapel genug geſehen waren, ſo befahl der König ſie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäuſern von S. Martino ſchriftlich verſprochen hatte, ihnen ihr Gemählde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, ſo ſchickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemählde mit auf Capo di Monte, und ſagte zum König: es wäre beſſer in der Galerie als bei den Kloſtergeiſtlichen. Da P. H. zur Reſtauration Gelegenheit gegeben hatte, ſo war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthauſe ſich ſogleich an ihn wendete. Derſelbe war ſehr verlegen, daß die Carthauſe unter ſeiner Verwaltung ein Altarblatt aus der ſchönſten und reichſten Capelle verlieren ſollte. P. H. beruhigte ihn ſo viel wie möglich, ſagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufſetzen und zu keinem Menſchen davon ſprechen, ſo als wenn nichts geſchehen wäre; ja er möchte ſogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und verſprach ihm, daß die Carthauſe das Gemählde wieder haben ſollte; nur Zeit und Geduld be-

dürfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. P. H. klopfte gelegentlich bei dem König an und ſprach von dem Gemählde. Der König war gegen die Carthäuſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: ich habe zum erſtenmal das Gemählde der Carthäuſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen. Der König ſagte: Nicht wahr, es iſt ſchön? Hackert erwiderte ſogleich: Um Vergebung! Ew. Majeſtät, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das iſt kein Gemählde für eine Galerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemahlt; er hat die Verkürzung des Leichnams Chriſti in den Punct der Perſpective geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hängt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punct, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Galerie, ſondern für eine Capelle, wo ein jeder ſeine Andacht verrichtet. Ueberhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthäuſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe ſo zu ſagen

eine eigene Galerie von auserleſenen Gemählden aus- macht, nicht allein die Kirche, ſondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen iſt, wie es Ew. Majeſtät geſehen haben. Der König antwortete ſogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe ſind richtig, Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun laſ- ſen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, ſagte er: „gebt es dem Miniſter Marcheſe Ca- raccioli, daß er es im nächſten Rath vorträgt: die Sache iſt gemacht.“ Im nächſten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäuſern ihr Gemählde wieder zuzuſtellen. Der König erließ den Mönchen die Reſtaurationskoſten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude ſein Altarblatt wieder zu haben, ver- ehrte den Cuſtoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemählde wurde erſt an ſeinen Platz mit großer Solennität geſtellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmteſten Künſtler, Andres und Ignazius Andres, ſein Sohn, Marcheſe Vi- venzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunſt eingeladen waren, dazu der P. Prior nebſt drey Procu- ratoren des Ordens, ſo daß es eine Tafel von 40 Perſo- nen gab, die ſehr munter und luſtig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an ſeinen gehörigen Platz geſtellt unter vielen Viva il Re. Die

Freude der Geiſtlichen war ſo groß, daß ſie Hackert ein Geſchenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi ſondiren ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienſte des Königs, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von keinem Menſchen, er ſey wer er wolle, in Königs Dienſt nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine ſehr geringe Sache iſt. Der P. Prior kam ſelbſt zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und ſagte: ſo oft ich die Carthauſe und Sie P. Prior beſuche, ſo geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebackenes Brot.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemählde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis an's Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Palaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati. —

P. H. hatte ſo zu ſagen ein Gelübde gethan, nie

mehr Faſtenſpeiſe bei den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es wäre Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Mahlerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmahler Ram, nebſt andern ſieben Neapolitaniſchen Mahlern, zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Urſache des Verbotes war dieſe: Man hatte den unſinnigen Plan gemacht die ganze Galerie ſtechen zu laſſen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. P. H. hielt die acht Mahler zurück, beredete ſie, daß Ram allein,

den der König kannte, demſelben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm ſprechen und ſich auf Hackert berufen ſollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil ſchon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, ſo wollte Hackert nicht, daß ſie alle gingen. Ram ſprach den König; dieſer hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn ſie nicht billig wäre, ſollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging P. H. des Morgens um ſieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen geſprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und ſtellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und beſtand darauf. Endlich ſagte er zu ihm: Ew. Maj. es ſind acht Mahler geſtern bei mir geweſen, die daſſelbe Anliegen haben. Sie ſind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken. (Der König ſagte ſogleich: „ich danke Euch für Eure Vorſicht.") Es ſind noch über dreyßig Mahler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Copien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. ſind übel von der Beſchaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erſtlich, daß die ganze Galerie geſtochen werde, dazu gehören ſo viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferſtecher kommen laſſen. Porporati hat an einer Platte über zwey Jahre gearbeitet; Wilhelm

Morghen iſt noch weit zurück mit der ſeinigen. Welcher Particulier kann ſolche Werke unternehmen, wozu ſo viele Tauſende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur ſchwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferſtecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen ſollte, einige Bilder von Capo di Monte zu ſtechen, ſo ſind ſchon ſo viele tauſend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erſt neue machen zu laſſen. Außerdem, ſo ſind viele Gemählde repetirt, finden ſich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deßwegen alſo den armen Copiſten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künſtler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu ſtudiren. — Ew. Maj. ſehen ſelbſt ein, daß dieß der Kunſt und dem Publicum ſchädlich iſt. Ueberhaupt iſt die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu ſtudiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchſt unbillig und ungerecht. — Der König ſagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun ſollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vor's erſte durch ein Billet wiſſen zu laſſen, daß er allen Mahlern ſage, ſie ſollen ruhig ſeyn; die Sache ſoll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marcheſe di Marco nach Caſerta

zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marcheſe di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Miniſter, der aber von der Kunſt kein Wort verſtand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, ſagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätenſion auf Kunſtkenntniß machte und nichts davon verſtand, habe ihm dieß als die beſte Unternehmung für den Staat ſo vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geſchehen ſey. P. H. erwiderte: wenn Ew. Excellenz verlangen, ſo will ich Ihnen alles ſchriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denſelben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwey Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte ſtudiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König ſieht gemeiniglich eine Sache erſt für klein an. Die Schelme, die dieß wiſſen, machen den Plan immer auf die Weiſe, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und iſt ſchändlich betrogen. P. H. hat ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu ſagen, daß es nicht für einen Monar=

narchen ſey, ſolche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er ſelbſt eingreife und mit wenigen Perſonen das Geſchäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angeſtellten Leute und ihrer Beſoldungen. Der König begriff es ſehr gut; allein die kleine Gewinnſucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den beſten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geſchieht. Wenn er endlich nach verſchiedenen Jahren ſeinen Schaden einſah, ſo fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerey lieferte, damit es ſowohl für ſie als die königliche Druckerey nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerey war

gleichfalls dagegen. Miniſter Acton, der die Landcharten u. ſ. w. ſtechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn öfter ſah, und wöchentlich wenigſtens einmal bei ihm ſpeiſte, ſo kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand ſich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo ſehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieſer wollte ſich wegen ſeiner Kinder bei dem Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerey fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken laſſen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerey gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles geſehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu ſehen was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerey der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Bretern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu ſehen und zu wiſſen,

fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte. Die Antwort war ſehr kurz: Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen. „Was! ſagte der König, von des Stefano Merola Papier?“ Ja! Ew. Maj. — „Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laſſet; denn heute früh iſt der Director Carcani bei mir geweſen und hat mir verſichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und ſagte: „ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und ſagte: „es iſt rein, weiß nnd ſchön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg ſagte: wenn es nicht gut iſt, ſo muß Merola den Ausſchuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigſte aufgebracht über den Director ſeiner Druckerey. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich die königliche Druckerey bediente, worauf Carcani die Preiſe und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben hatte. Als der König das ſchlechte und noch einmal ſo theure Papier ſahe, ward er noch zorniger und ſagte: „Carcani iſt ein S——.“ Endlich beſänftigte er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war gleichfalls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: das Papier iſt

noch nicht gerathen. Dieſer antwortete: Ew. Excellenz, es iſt gut, und wir laſſen darauf drucken. Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagmahl in's Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein, und bat ſogleich einige Rieß zu ſeinen See- und Landcharten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Miniſters Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Miniſter Acton ſo gut angeſchrieben, daß er immer frei kommen durfte. P. H. ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch ſo Neapolitaniſch ſprach. Alle Drey beſchützten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. P. H. ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: was

denken Sie das Sie wohl haben möchten? Geld, ſagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit ſeiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leiſtete. P. H. war ſehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen ſollte. Einſt ſprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, ſagte die Königin: ſo wollen wir ihn zum Ritter vom Conſtantin-Orden machen. P. H. verbat es, denn es ſchien ihm nicht am Platz zu ſeyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefſohn von ſeiner verſtorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns geweſen, im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta, woſelbſt nur zwölf Cadetten waren, ſollte erziehen laſſen. Dem Merola gefiel der Einfall; P. H. ſchlug es dem Miniſter Acton vor; nachdem dieſer Information von ſeinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches ſogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld koſtete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsſchreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit dieſem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieſer Spagnuolismo iſt in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, iſt wie ein Edelmann angeſehen. Der König ſagte zu niemanden

Don, wenn er nicht aus der Claſſe ſolcher Perſonen iſt. Wenn er mit ſeinen Kindern ſpricht, ſagt er Don Franceſco oder Donna Luiſa u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des Italiäniſchen Ser, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzley; hingegen alle Künſtler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeiſter, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeriſtinnen Donna u. ſ. w. Die Kammeriſtinnen, wenn ſie verheirathet ſind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erſte Kupferdrucke.

Als P. H. dem König die erſten zwey Drucke brachte, die Georgs Schüler geſtochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wiſſet und habt geſehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſes Mal kann ich Euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beiden Kupfer: denn ſie ſind von Neapolitanern geſtochen und auf Neapolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königin, die auch ſelbſt kam, um ſeine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Geor-

gio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich P. H. ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drey Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert in's erſte Zimmer hineintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drey Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, Ihr werdet mir ſie jetzt auch ſagen.“ P. H. fand ſich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König ſagte: „Es ſind ſechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto geweſen ſeyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie ſind die Wege?“ P. H. ſagte: Ew. Majeſtät, da wo die Wege gemacht ſind, habe ich ſie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im gan-

zen Königreich; da, wo man ſie noch nicht angefangen hat zu machen, ſind ſie, wie bekannt, ſchlecht. Unterſucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commiſſion. Dem Anſchein nach ſind ſie vortrefflich, und ich habe geſehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geſchehen iſt. Die Brücken, die man gebaut hat, ſind ſehr ſchön und ſolid; beſonders haben mir die ſehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt ſind. Sie werden vermuthlich koſtbar ſeyn. Für den Sommer wäre es unnütz, ſie ſo lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Waſſer hoch ſteigt, iſt es ſehr nöthig. Der König ſagte zu Acton: „Jetzt wiſſen wir die Wahrheit. Laſſet immer fortfahren.“ — P. H. ſprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu ſagen habe, und P. H. erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und ſagte: kommen Sie und ſpeiſen mit mir; wir müſſen zuſammen ſprechen. Da der Wegebau zu ſeinem Departemente gehörte, ſo war er ſehr dabei intereſſirt; denn es waren Recurſe gekommen an den König, daß die Wege ſchlecht wären. Er ſagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran ſind Sie Urſache; ſonſt hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben. P. H. erwiderte: das Beſte wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinſchickten, der die

Wege unterſuchte. Nein! ſagte jener, das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur beſtechen; ſo kommt von neuem Verdruß. Es iſt beſſer, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich ſind völlig verſichert, daß Sie uns die Wahrheit geſagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palaſt kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in ſeine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert ſollte zwiſchen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti ſagte: wie iſt es möglich, daß Sie ſo ruhig ſitzen und mahlen? Wenn mir dieß begegnete, ſo wäre ich halb todt. Hackert ſagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Urſache, warum ich unruhig ſeyn ſollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewiſſen hat, ſo kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es iſt ſehr gut, daß alle drey mich dieſen Morgen verlangen, ſo verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erſter Secretär ſagte ihm, er wäre ſchon oben zum König ge-

gangen. Er ging alſo gleich hinauf und fand ihn. Jener ſagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte ſoll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei ſeyn ſollen.“ — P. H. ſagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, ſo bin ich zum Dienſte des Königs bereit. — „Andres als Inſpector ſoll auch mit dabei ſeyn.“ P. H. ſchlug noch Bonito und Fiſchetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vor's erſte im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marcheſe Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm P. H. freundlich auf und ſagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron iſt, und ein, wie es mir ſcheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Penſion bekömmt, in Rom noch drey oder vier Jahre zu ſtudiren. Finden Sie ſeine Arbeit nicht gut, und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und ſagte: das iſt ſchnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann. — Nein! ſagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Mahlerey nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge

Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Mahlers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte worin die Kupfer ſind. Suchet nach Euerm Geſchmack die beſten davon aus, und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: in dem Cabinet wo Borelli ſchläft, wiſſet Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſila den Schlüſſel nehmen, wie es ſich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu P. H.: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laſſet ihn nicht aus Euern Händen. Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schlüſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ P. H. war ſehr

verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſila mit dabei ſeyn mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm, und eben ſo auch bei dem Kupferausſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Palaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſila alle Ehre.

Der König ſetzte P. H. ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majeſtät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenſtunden.

P. H. war in der Geſellſchaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwey Nichten bei ſich hatte, die Kammeriſtinnen bei den Prinzeſſinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu ſpielen; ſo wurde die Abende, wenn ſie frei und außer

Dienſt waren, gezeichnet. So geſchah es auch bei der Fräulein Baroneſſe von Bechhard, die eine Art Oberhofmeiſterin bei der Frau Thereſe, Tochter des Königs, jetzigen Römiſchen Kaiſerin, war, und wo auch die Frau Luiſe, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, ſich befand. Da die Königin ſah, daß die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichneten, ſo fiel es ihr ein, daß P. H. beiden Prinzeſſinnen Lection geben möchte. P. H. erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commiſſionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog ſich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, ſondern beſtand darauf und ſagte: „Sie gehen viele Abende in dieſe Geſellſchaft; alſo kommen Sie zu meinen Kindern. Dieſelbe Geſellſchaft ſoll auch da ſeyn, und ſie zeichnen alle zuſammen." Sie ſetzte noch hinzu: „ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen." Es iſt beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen iſt, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar

nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſin Marie Thereſe, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königin kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft als Lection war. Oft, wann P. H. ſah, daß die beiden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, ſchlug er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre von der Kunſt zu ſprechen, Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen, welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art Lection zu geben ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten genirt ſeyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt, denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſeyn; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drey Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina,

die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Thereſe Lection im Mahlen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzeſſinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drey Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihm wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die ſie einluden, welches die Königin nachſah, und diejenigen ausſtrich. die ſie nicht haben wollte, ſo wurde Hackert jedesmal eingeladen ſowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts ſpeiſ'te. Die Königin, die auch nicht zu Nacht ſpeiſet, war aber bei Tiſche zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und ſprach viel. Sie hatte das ſo mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzeſſinnen ſich an Geſellſchaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß eine Privat=Dame ſich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu

erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Krankheiten die Wärterin und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königin überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Perſano auf der Jagd; da er ſie bekam, ward er ſo vergnügt, daß er ſie ſelbſt gleich in ſeinem Zimmer aufhing, und den zärtlichſten Dankſagungsbrief an ſeine Kinder ſchrieb.

Directorſtelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Ducati jährlich, ſich bei dem Profeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drey Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können, ſo bewarben ſich viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz

gu-

guter Mahler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſprüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talents, als anderer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben, und miethete ſich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit P. H. davon geſprochen; er antwortete, daß er ſich nie in die Sache miſchen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienſt, wie De Angelis war, der ſo viele Jahre gedient hatte, zurückzuſetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tiſchbein nicht entgegen ſeyn würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu dieſem Poſten zu empfehlen, weil er ein Fremder ſey. P. H. wurde nicht weiter gefragt, alſo ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Mahler, Monti, weil er aus Macerati bei Caſerta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von ſeiner Frau geweſen. Monti, außerdem daß er ein ſchlechter Mahler war, fiel jederman mit ſeinen elenden Sonetten beſchwerlich, und hatte ſich durch ſeine Satyre

viele Feinde gemacht. Die Erbſchaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, ſo daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm ſein Vater als Fideicommiß gelaſſen, nichts mehr beſaß. Durch den Danielle, unter deſſen Departemente die Sache fiel, weil er der erſte Secretär bei dem Miniſter Marcheſe di Marco war, wurde es ſo weit getrieben, daß Monti Director der Mahler-Akademie werden ſollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tiſchbein haben. P. H. bekümmerte ſich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So ſtritten ſie ſich fort.

Einen Morgen kam Tiſchbein zu P. H. und ſprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, ſo viel als in ſeinen Kräften ſtünde, und wo er könnte, behülflich zu dieſem Poſten ſeyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermahler die gewöhnlichen 400 Ducati, zuſammen alſo 600 Ducati. P. H. ſtellte dem Tiſchbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermahler machte, alsdann wäre es ſchon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Poſten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der

Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er verſicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen ſeyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorſchlagen könnte. Tiſchbein ſagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährlich Penſion und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König ſind, wenn er will; wie iſt es möglich, daß ich als Director mit ſo wenigem beſtehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: Mein Poſten iſt ein neuer, der nie bei Hof exiſtirt hat; er iſt vom Könige geſchaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tiſchbein ſagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten laſſen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen.“ P. H. ſagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle ſogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin ſind ſo gut als 1600 Duc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk ſo, daß Tiſchbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen hiſtoriſchen Süjet, welches jeder allein für ſich zu machen hatte; wer es am beſten machte, ſollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geſchickter und ſolider Mann, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tiſchbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und ſein Miniſter Marcheſe de Marco, beide

verſtanden nichts von der Mahlerey. Danielle wollte ſeinen Monti zum Director haben, die Königin den Tiſchbein; alſo zog ſich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, ſo daß es Tiſchbein ſehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorſchlag durch ſeinen Miniſter, daß ſie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zuſammen laſſen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermahler. Der König, den man ſchon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tiſchbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tiſchbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miethe für ſein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erſt vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geſchickter Mann erwarb er ſich Verdienſte um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, ſondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Styl ein, ſo daß ſeine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionärs in Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Mahler wurden. So lange er noch in Rom war, mahlte er ſehr gut und verſprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mit verſchiedenen Porträten, die er in Rom mahlte, machte er ſich Ehre. Nachher verließ er das Mahlen, legte ſich auf's Zeich=

nen, beſonders Hetruriſcher Vaſen, wodurch er vielleicht ſeinem eigentlichen Mahlertalent Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reiffenſtein in Caſerta bei ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche à l'Encaustique, ſowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und ſagte: Morgen früh werde ich kommen. P. H. vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſeyn würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten ſchon auf. Hackert ſtieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt ſich indeſſen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen ſah, und ſelbſt Hand mit anlegte. Dieſe Mahlerey wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm ſo ſehr, daß er gleich ſagte: Ihr müſſet mir mein Bad im Belvedere enkauſtiſch mahlen laſſen, welches auch wirklich geſchah. Der König ſprach ſehr viel über dieſe Art von Mahlerey, und wollte genau davon unterrichtet ſeyn. Reiffenſtein und Hackert waren verſchiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemählde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz

blaß ſehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erſt ſiehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche ſchmelzet, und die Farben ſehr lebhaft und ſchön erſcheinen. Reiffenſtein behauptete, man könne retuſchiren. P. H. geſtand es ein. „Aber, ſagte er, man tappet bei der Retuſche eben ſo im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben ſind blaß. Es kommt alſo, mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemählde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemahlt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. ſ. w.; daß das Fleiſch in dieſen Gemählden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es ſchien ihm ſchwer, daß man ein vollkommenes Gemählde enkauſtiſch verfertigen könnte. Ueberdem ſo iſt er der Meinung, daß ein Oelgemählde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein enkauſtiſches Gemählde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da iſt dieſe Art Mahlerey vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Mahler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es

ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Clairobſcur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Mahlerey angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bei'm Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Mahlerey ſehr nützlich, um ganze Zimmer auszumahlen: denn ſie hält ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tiſch abreibet, ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerlei Inſecten frei, die ſich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkauſtik anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn ſie aufthauen, öfters ſo ſchwitzen, daß das Waſſer herunterläuft, ſo könnte es leicht ſeyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach ſo iſt ſie gegen die Leimfarben-Mahlerey theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrſchet, und ſelten der wahre gute Geſchmack nach den Antiken eingeführt iſt, ſo iſt die Leimfarben-Mahlerey

vorzuziehen, weil ſie weniger koſtet, und man nach der Mode ſeine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden ſollte, ſo daß alle Kunſtwerke daſelbſt aufgeſtellt werden könnten, die ſämmtlichen Statuen, das ganze Muſeum von Portici, die Gemählde von Capo di Monte, und was ſonſt noch von Kunſtwerken und Antiquitäten ſich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anſtändig. Nachdem der König Stunden lang mit P. H. und Santarelli alles unterſucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anſchlag über Koſten und Ausführung zu beſorgen. Es waren 500,000 Neapolitaniſche Ducaten nöthig. Dabei war der Plan ſo gemacht, daß niemand ſtehlen konnte, und wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich, bei'm Abtragen des Berges und bei'm Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erſpart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war ſehr zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und verſprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man

jährlich mehr dazu anwenden, ſo könnte in weniger Zeit alles in Ordnung ſeyn.

Der Marcheſe Venuti jedoch mit ſeiner Vielſchwänzerey verdarb alles: denn die Secretarie war ſchon eiferſüchtig, daß der Papſt, der dem Miniſter abgeſchlagen hatte, die Farneſiſchen Statuen abgehen zu laſſen, daſſelbe doch nachher dem Marcheſe Venuti und P. H. bewilligte; und nun arbeitete ſie daran, daß die Studien nicht gebaut werden ſollten. Durch Kammeriſtinnen machte man die Königin glauben, P. H. würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König feſt, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da P. H. dieß merkte, zog er ſich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwey Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorſchläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwey Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marcheſe Vivenzio bekam die Commiſſion. Verſchiedene ſtarben während des Proceſſes, ſogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog ſich aus der Affaire und ſchob alles auf den zweyten Architekten,

welcher geſtorben war. Der König fand ſich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marcheſe Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunſtliebhaber, wünſchte daß das Werk ausgeführt würde, und ſuchte verſchiedene Male P. H. zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieſer aber gab die kurze Antwort: der Hof will betrogen ſeyn; in meinem Leben miſche ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Caſtel a Mare das erſte Kriegsſchiff gebaut, von vier und ſiebzig Kanonen (La Parthenope). Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, ſollte nebſt dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuſchauenden Volk vorgeſtellt werden. Im Grunde war der Veſuv, von jener Seite her geſehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert ſtach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton ſich ſehr geſchmeichelt ſah.

Der König beſtellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Ausſicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Caſtel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpſtlichen Galee-

ren; eine Vue von Fuſia auf der Inſel Iſchia. Dieſe ſechs Bilder ſind in Caſerta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König ſchickte P. H. 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu mahlen. Er gebrauchte zu der Reiſe am Adriatiſchen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drey Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reiſe zurückkam, präſentirte er ſich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Cur brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Geſellſchaft zu leiſten, der in dieſer Zeit ſonſt niemand ſehe. P. H. ging denſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geſchrieben, daß er ſich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majeſtät aber angenehm ſeyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu ſehen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er bei'm Weggehen die Befehle Seiner Majeſtät verlangte, ſo frug der König: „Bleibt Ihr in Caſerta, oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ P. H. erwiderte, daß er ganz von Ihro Majeſtät Befehlen abhinge. Der König ſagte ſehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr

in Caſerta bleibt, ſo werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer beſehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende iſt.“ So geſchah es nun, und die Zeit verfloß ſehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Perſonen, die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatten, auf eine ſehr verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und P. H.

Der König hatte indeſſen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, ſowohl wegen ſeiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verſchiedene Florentiner hatte kommen laſſen, als auch wegen des alten Palaſtes von Belvedere, nebſt der Kirche, die ſo zu ſagen ein Palaſt war, welche auf's neue befeſtigt und hergeſtellt werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu beſorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominiſchen Geſchmack ergeben, und in dieſer Art hatte gedachter Architekt ſchon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei P. H. in Neapel vielmals im Hauſe geweſen war, gefiel der dort angebrachte Geſchmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar ſehr. „Es iſt ſimpel, ſagte er, und ſchön, und doch iſt ein Luxus dar-

unter verſteckt. Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er P. H. ganz unverſehens nach S. Leocio rufen, und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Roſſi hier; er ſoll mir einen Plafond mahlen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ P. H. antwortete: Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich, was iſt Eure Meinung? Jener verſetzte: da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu mahlen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgeſtellt. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagne Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken. Der König ſagte: Beſſer kann es nicht werden, und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier, ſagte er, will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Luxus, aber

ſauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" P. H. antwortete: Weil San Leocio ein Ort iſt, wo Manufacturen angelegt werden, ſo finde ich ſchicklich im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen lehret ſpinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürſtücken waren die ſchönen Künſte vorgeſtellt. Die Cabinette und Zimmer von ſeiner Suite wurden alle ſimpel und anſtändig ornirt, und dienten bei Feſten Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der ſowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weiſe ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgeſtellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menſchen den Ackerbau, Weinbau u. ſ. w. lehrte. Dieſes wurde ſehr ſchlecht von Fiſchetti ausgeführt, ſo daß der König ſagte, als er es fertig ſah: „es iſt gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indeſſen da er den Künſtler ſelbſt gewählt hatte, ſo ließ er's geſchehen und ſagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen laſſen, ſind ſolid und elegant: die Mahlerey will ich nicht anſehen. Es iſt mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen laſſen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er ſchwimmen konnte. Nachdem dieſes gebaut war, ornirte es P. H. enkauſtiſch, ſogar den Plafond, welches zwar mühſam

war, aber glücklich ausfiel. Alſo war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Feſt, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paeſiello, zum erſtenmal aufgeführt wurde. P. H. hatte die Anſtalten zu dem Feſte gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergeſtalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erſte Cavaliere an den Tafeln ſitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſoupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte alle Anſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, daß ſo viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzogin Amalia von Sachſen=Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden ſich 48 Perſonen, und da eben zu der Zeit eine Spaniſche Escadre vor Neapel lag, ſo waren auch alle Stabsofficiere derſelben zu dem Feſte geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beſchenkte P. H. mit einer goldnen Doſe und Repetiruhr, ſo daß die Königin ſagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an ſeinem Ende iſt; denn er ſchenkt niemals.“ Indeſſen iſt anzumerken, daß der König nicht Doſen, Uhren und dergleichen verſchenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200

Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit beſſer war als eine Doſe, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es iſt ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalaſt nennen. Es ſind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterey daſelbſt angelegt iſt, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierey wurde gute Butter und Parmeſankäſe gemacht. Ingleichen eine Bäckerey, um Brot für die Arbeiter zu backen; verſchiedene andere Gebäude zur Landwirthſchaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an dieſem Orte leben: denn im Sommer iſt die Luft ſehr übel, ja in gewiſſen Monaten tödtlich. Indeſſen Leute, die da geboren ſind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch ſelten über 40 bis 45 Jahre.

P. H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palaſt von Carditello, nebſt der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerey und Mahlerey zu verzieren. Dieſes ward in zwey Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Feſt der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Engliſche Art gegeben, in einem Oval, das rings

um

um den Palaſt und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut iſt. In demſelben ſteht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin ſich die Muſik befindet. Auch waren andere kleine populare Feſte für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tauſenden herbeiſtrömte. Der König war ſehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte P. H. für ſeine Mühe, und ſagte: „Das iſt der einzige Palaſt den ich habe, der fertig und völlig möblirt iſt.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen, und alle mahleriſchen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reiſe ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieſer Jahrszeit ungewöhnlich iſt, verlor P. H. viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küſte Calabrien, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging

darauf nach Meſſina, Syracus, Auguſta und Palermo, wo er zur Zeit des Feſtes der heiligen Roſalia ankam, und den vielen Gaukeleyen der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verſchiedene Ausſichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der ſein Freund ſchon ſeit langer Zeit in Neapel geweſen war, nahm ihn ſehr günſtig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palaſt und war auf's beſte verſorgt. Den erſten Abend des Feſtes ſtellte der Prinz ihn ſelbſt der ganzen Nobleſſe vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel geſehen, daß ſowohl der König als die Königin P. H. bei Hoffeſten an Souveräne vorſtellten, welche damals Neapel beſuchten; auch fiel dieſes den Palermitaniſchen Cavalieren, die P. H. kannten, und ihn in Neapel als erſten Kammermahler bei allen königlichen Feſten geſehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Inſel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Mahler vom Vice-König vorgeſtellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künſtler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erſter Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Aſſembleen, wo Feſte gegeben wurden.

Da der König den Vorſatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prin-

zeſſinnen begleiten ſollten, ſo wollte P. H. noch vor der Abreiſe des Königs im Auguſt in Neapel ſeyn. Er verließ daher ſein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre P. H. nicht noch mit Carditello und deſſen Möblirung beſchäftigt geweſen, ſo hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei ſeiner Zurückkunft fertig finden, und ſo ließ er den Künſtler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen ſich immer mehr und mehr verbreiteten, ſo ging doch alles ſeinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu ſtocken. P. H. mußte ſein Quartier im alten Palaſt zu Caſerta räumen, ſo wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daſelbſt angewieſen war: die Prinzeſſinnen ſollten ihn beziehen. P. H. wohnte noch ein Jahr in Caſerta für ſich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun ſehr oft nach Caſerta gerufen, welches dem König am Ende mehr koſtete, und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indeſſen ging es noch ſo ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel ſeltner als ſonſt. P. H. ſah wohl, daß das Ganze ſchief ging; aber er durfte ſich's nicht merken laſſen: denn alle

Wohlgeſinnten, die nicht in den Ton ſtimmten, den Haß und Parteygeiſt angegeben hatten, ſondern vernünftig und ohne Leidenſchaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu ſchmachten. P. H., um ſich zurückzu= ziehen, und um nur die großen Feſttage, wo es ſeine Stelle erforderte, bei Hofe zu erſcheinen, oder wenn er gerufen wurde, ſich zum König zu begeben, miethete ſich ein klein Caſino ſul Vomero, welches die ſchönſte Ausſicht vom ganzen Meerbuſen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anſtalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er ſetzte ſich in den Wagen, und konnte in der zweyten halben Stunde auf dem Palaſt des Königs ſeyn. Alſo war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um ſich von den traurigen Ahnungen zu zerſtreuen, die er von den bevorſtehenden Schickſalen hatte, machte er in den heißen Monaten mahleriſche Reiſen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte ſeine Freunde waren, ſo wie auch zu den Camaldulenſern a l'Incoronata. Und ſo brachte er in den Apenninen, ſo lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In ſtiller Einſamkeit mahlte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verſchiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortſetzte; machte ferner kleine Reiſen auf ſeine Koſten

im Königreich, nach Cujazzo, Pie di Monte, Aliſa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher ſeine Capitalien zurückzuziehen; aber ſie mußten erſt aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze ſchon ſo ſchlecht, daß man 15 Proc. verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich geweſen, ſein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufſehen zu machen: der Hof würde es ſogleich erfahren und Verdacht geſchöpft haben. Alſo war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Kataſtrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte ſein Silber hergeben. P. H. lieferte für 2400 Scudi Silbergeſchirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreyßig Tagen 50 Proc. verloren. Der König zog alles baare Geld an ſich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand ſich Gutes verſprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menſchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann

augenblicklich in Gefahr, ſein Hab und Gut ausgeplündert zu ſehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand ſich P. H. mit ſeinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavilliſchen Palaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Palaſt ausgeplündert war, ſtanden beide Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu ſehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müſſen den Francavilliſchen Palaſt plündern, denn die Königin hat viele ſchöne Sachen daſelbſt. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königin den Schlüſſel gegeben hatte. Sie wollten ſich nach dem Caſino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweiſe unterblieb die Plünderung. Indeſſen machten ſie ſo viel als möglich insgeheim Anſtalten, die beſten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geſchehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzoſen.

Endlich rückten die Franzoſen ein. Es iſt wohl nie von redlich geſinnten Menſchen ein Feind ſo gewünſcht worden, als die Franzoſen in dieſem Augenblick. Es herrſchte die größte Anarchie, die man ſich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtſchlag. Wer ſich am Fenſter ſehen ließ, konnte ſich eine Kugel erwarten. Drey Tage jedoch, nachdem die Franzoſen in Neapel eingerückt waren, ſah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer ſieben an einem Tage erſchoſſen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand P. H. einen Zettel an ſeiner Thüre, daß der Diviſionsgeneral Rey nebſt ſeinem Generalſtab und vier Commiſſarien bei ihm wohnen ſolle. P. H. widerſetzte ſich heftig, und verlangte zu wiſſen, mit welcher Autorität dieſes geſchehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität ſollte des andern Tages erfolgen. Indeſſen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palaſt ein, weil ſo viel Stallung für ſie da war. Die vier Commiſſärs blieben die Nacht da, und ſchliefen gekleidet auf Matratzen: denn P. H. hatte nur drey Betten, eins für ſich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commiſſärs alles verſiegeln, welches mit guten und böſen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten ſich gleich ſiebzehn großer Gemählde von Seehäfen, die

dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert ſtanden. Drey Seehäfen von gleicher Größe waren bei P. H. in ſeinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König ſie noch nicht bezahlt habe, und ſie bis jetzt noch des Künſtlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte ſich in Philipps Quartier und bediente ſich ſeines Bettes, ſeiner Küchengeräthſchaften und alles was da war. Der Generalſtab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo ſie in Betten ſchliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und ſo gereichte dasjenige, was ihnen ſo viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palaſtes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem ſie als Privatleute gleichſam an des Königs Stelle die neuen Gäſte bewirthen ſollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angeſehen wurden: denn das beſondere Verhältniß, worin ſie ſtanden, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud P. H. den erſten Tag, weil ſein Koch noch nicht angekommen war, zum Eſſen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch

die Vorſtellung, daß ſie geborne Preußen ſeyen, wurde der General ihr Freund; und wie P. H. im ſiebenjährigen Kriege ſein erſtes Aufkommen als Künſtler Franzöſiſchen Officieren zu danken hatte, ſo dankte er nun Franzöſiſchen Generalen ſeine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß P. H. ſogleich 1200 Neapolitaniſche Ducaten Contribution bezahlen ſollte. Baar Geld war nicht vorhanden, alſo wendete er ſich an General Rey um guten Rath. Dieſer ſetzte ſich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künſtler vorſtellte, da er denn ſehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunſt auf eine indirecte Weiſe von derſelben befreit.

General Rey bezeigte ſich ſehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß ſie täglich mit ihm ſpeiſen ſollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichſte Weiſe, wenn ſie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weiſe an den Tag, wie ſehr er ſie ſchätze und beſchütze. Hierdurch wurde P. H. in große Verlegenheit geſetzt: denn in ſeinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht beſtehen könne, und daß der König bald wieder in den Beſitz ſeines Landes kommen würde. Viele Generale beſuchten ihn nun in ſeinem neuen Hauſe, das er bezogen hatte, ſeitdem er den Fran=

cavilliſchen Palaſt verlaſſen mußte. Sie zeigten ſich alle als Liebhaber der Kunſt, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages ſagte er: „Daß Ihr kein guter Republicaner ſeyn könnt, iſt mir ſehr begreiflich; denn ein Künſtler, der jährlich 6000 Livres Penſion verliert, nebſt einer ſchönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge ſeyn; aber Ihr ſeyd ruhige Leute, und habt Euch weder ſonſt noch jetzt in Regierungsgeſchäfte gemiſcht. Wir ſchätzen Euch als Artiſten und reſpectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch ſeit einem Monat kenne, habe ich den beſten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange auf's dringendſte daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir ſchon angeſonnen hat, Euch als Royaliſten arretiren zu laſſen. Ziehet weg. Männer und Künſtler, wie Ihr ſeyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten ſchon längſt über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältniſſe zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher ſchon vom General Rey etwas Aehnliches hören müſſen. Sie ſahen voraus, was nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Franzoſen ſie er-

wartete. Sie beſchloſſen daher ſich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigſtens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf ſagte General Rey zu P. H.: Wann gehet Ihr? Dieſer antwortete: mit dem erſten Schiffe, das neutral iſt. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General verſetzte: thut es ſo geſchwind als möglich, denn ich habe meine Urſachen. Er rief ſogleich ſeinen Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Weiſung ihn beſtändig in der Taſche zu tragen, und die Franzöſiſche Cocarde auf dem Hut. Und ſo waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeſchrien, und in Neapel wollte man ſie als Royaliſten einkerkern. In dieſem Falle befanden ſich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Däniſchen Capitains zu Ende, und P. H. mußte bis Livorno über 300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen Engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der Däniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43

Paſſagiere. Bei Monte Chriſto ward das Schiff von einem Franzöſiſchen Caper beſucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, ſo wurde das Schiff genommen. P. H. widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen Franzöſiſchen Paß und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollten ſie das Schiff nach Baſtia in Corſica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſey; alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen, und die Franzoſen ſeyen im Beſitze deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia nach Livorno bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche P. H. mit den beiden obgenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreyzehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hoſpital St. Jacob gehalten wurde.

P. H. ließ gleich ſeinen Engliſchen Wagen wegbringen, da es aber an die Kiſten kam, wollte man ſie viſitiren, ob auch Engliſche Waaren darin wären. Durch den Preußiſchen Agenten und den General Miolis aber wurde alles ſogleich vermittelt, und die Kiſten ohne Viſitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erſt lange hernach in Paris entſchieden wurde.

General Miolis war durch General Rey ſchon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber ſchwer auszuführen, und man ließ die Entſchuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen ſey. Sie wählten einſtweilen Piſa zu ihrem Wohnplatze und hielten ſich ſtille, bis endlich die kaiſerlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten ſich ein. Im Jahr 1803 kaufte P. H. ſich eine Villa mit zwey Podere, welches ſo viel ſagen will, als zwey Bauerfamilien, welche das Land der Herrſchaft um billige Bedingungen bauen. Dieſe Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. P. H. hatte ſeine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der

Villa, wo ein Studium eingerichtet war, ſo daß er fleißig mahlte, und ſich dabei auch mit der Cultur des Landes beſchäftigte. Er behandelte ſeinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte ſein Oel, wie es die Provençalen machen, legte ſich einen Küchengarten an, baute das Kornland beſſer, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tauſend neue Reben, ſo daß ſein Gütchen in kurzem ſehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er ſah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht geſtört werden möchte. Sein Bruder Georg beſorgte in der Stadt den Kupferſtichhandel und was ſonſt von dieſer Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieſer Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er ſtarb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Proteſtant in Livorno begraben: denn in Florenz iſt keine Grabſtätte für Proteſtanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angebornes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung jederman dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten biegſam zu ſeyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem ſein eigentliches Metier ihn jederman angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand.

Man hätte wohl in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer auch gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Gleichen vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß er ein Preuße von Geburt war, und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verſtorbenen zugeſagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth ſolcher Aufſätze beruht auf einem natürlichen, faſt mehr noch als die Rede ſelbſt, loſen und ungezwungenen Styl, welcher ſich jedoch in einer Druckſchrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar ſeyn würde. Den Freunden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu löſen ſich angelegen ſeyn ließ; und man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im Ganzen möge gelungen ſeyn.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandene Sammlung beſteht in drey Abtheilungen, wovon die erſte einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunſtganges unſers Hackert

bis in ſein vierzigſtes Jahr enthält; die zweyte aus dem Reiſe-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zuſammenhängender Anekdoten beſteht, welche jedoch die Kunſt- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielſeitig vor Augen ſtellen. Möchte man von jener erſten Abtheilung wünſchen, daß ſie etwas mehr, und von der letzten, daß ſie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, ſo geſchähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieſer Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derſelben zu zerſtören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn ſelbſt erhält, ſo iſt es billig, daß man auch ſeiner eigenen Art, womit er von ſich ſpricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an dieſen Aufſätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um ſie lesbar zu machen, damit das meiſtens glückliche Leben unſers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beſchauers hinfließen möge.

Was das Reiſe-Journal betrifft, ſo konnte die Frage entſtehen, ob es wohl der Mühe werth ſey, ſolches zu überſetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichſam erſt für fremde Nationen entdeckt wurde, iſt ſo vielfach durchreiſ't und beſchrieben worden, daß man ſich kaum nach einer abermaligen, beſonders nach einer älteren Reiſebeſchreibung ſehnen möchte. Die Bemerkung

jedoch, daß man eher müde wird ſelbſt zu reiſen, als Reiſebeſchreibungen zu leſen, ſchien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich beſitzen wir einen verſtändigen einſichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedeſel, einen heitern mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geſchäftigen, aber nicht immer zuverläſſigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitſchweifigen Bartels, einen ernſten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wiſſenſchaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch ſein Kupferwerk alles gleichſam abſchließenden Houel, ja noch ſo manche andere, daß man alſo gar wohl dieſen Knight hätte entbehren können, um ſo mehr als er einige ſeiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land ſtudiren will, er habe es früher nun ſelbſt geſehen oder nicht, wird immer ſo viel Zeugen aufſuchen als er nur kann, deren Menge in dieſem Fall nur intereſſanter iſt, weil ſowohl die verſchiedenen Zeiten, in welchen ſie beobachtet, als die verſchiedenen Standpuncte, woraus ſie die Gegenſtände angeſehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden ſehr zu Statten kommen. Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Jahren ſind gleichſam als Chroniken ſolcher Gegenſtände anzuſehen; die eigentlichen augenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtgehalten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches

verändert und ſich nach wenigen Jahren ganz neue Erſcheinungen dem Beobachter darbieten. So ſtand zu den Zeiten Knight's Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetneiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bei dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt: denn wo zeichnen ſich die Nationen und die Individuen derſelben wohl mehr aus als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; jeder hat einen gewiſſen Maßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich aus. Hackert mit ſeinen beiden Engliſchen Freunden erſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und

was den Menſchen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirkſam und förderlich iſt, beſonders im Staatsſache, ſo wie im Oekonomiſchen, Mercantiliſchen, Techniſchen, erſcheint an dieſen wenigen Männern theils in der Reiſebeſchreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen ſich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir ſehen einen Papſt, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu ſchätzen wiſſen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein ſolcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles was Faulheit und Tagedieberey begünſtigt, bricht überall hervor, und ſo ſcheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen ſich ſeine Reiſebeſchreibung datirt.

Zu dieſer Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt ſich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichſam gefordert wird, in dem Leben eines Landſchaftsmahlers auch einmal die Landſchaft ſelbſt zu ſehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleiſtet werden kann, der, indeſſen der Künſtler zeichnet, die wörtliche und ſchriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieſer Art ſind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So ſind es denn auch nur wenige Bogen, die man ſogar, nach Belieben, überſchlagen könnte.

Uebrigens iſt er als ein Mann von Kenntniſſen, beſonders in der Griechiſchen Literatur, bekannt, und Verfaſſer eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt:

An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton=Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Mahlerey, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte. Durch ein Verſehen heißt er in dem Hackert'ſchen Manuſcript mit Vornamen Henry, der alſo nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackert's zweytem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5 December 1729 zu Horkotow in Yorkſhire, ſtammte aus einer würdigen Familie, und einer ſeiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London geweſen. Sein Vater, ein ſehr rechtſchaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngſte von drey Brüdern. Die älteſten wurden Parlamentsglieder, und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der Engliſchen Factorey in Hamburg angeſtellt, und gerade in der Epoche, als die Engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire

begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bei ſchon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattin, darunter unſer Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter Schule erzogen, und, weil ſein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbin, die bei anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirath mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alsbald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweyte ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode, und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über, ſo gut als die Lage ſeines Wohnortes zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hamtſhire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluſſe gleiches Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit

ſeinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in dieſem Schiffe die Brüder Jhro Majeſtät, die Herzoge von York, Glocеſter und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Whight und ſonſt umher zu führen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſeln Guernſey, Jerſey und andre beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtändig zwey Matroſen im Dienſte, und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo äußerſt angenehm war; doch der ſchlimme Geſundheitszuſtand ſeiner Gattin, und die Meinung der Aerzte, daß

die Luft von Southampton ihrer Geneſung entgegenſtehe, bewogen ihn um ihrentwillen einen mildern Himmelsſtrich zu ſuchen, und ſeine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Liſſabon zu verſetzen. Aber die Geſundheit ſeiner Gattin wurde dadurch ſo wenig gefördert, daß er das nächſte Jahr nach England zurückzukehren im Begriff ſtand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompſon, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen commandirte, und auf ſeinem Wege in das Mittelländiſche Meer in Liſſabon anſprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerſtehen, der ihn und ſeine Familie nach Livorno zu bringen verſprach; und weil dieſer geſchickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verſchiedenen Engliſchen Garniſonen Geld zu bringen, ſo fand Herr Gore die erwünſchte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Inſel Minorca zu ſehen, an welchem letztern Platz der Capitän ſich beinahe drey Wochen aufhielt.

Sie trennten ſich in Livorno; nachdem Herr Gore ſich faſt ein Jahr in Florenz aufgehalten, und ſeine jüngſte Tochter dem Lord Cowper, der daſelbſt anſäſſig war, verlobt hatte, zog er mit ſeiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung ſeiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er ſich denn meiſtens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieſer Zeit machte er vertraute Bekannt-

ſchaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landſchafts-mahler. Sie brachten zwey Sommer zuſammen auf Caſtel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verſchiedenen Luſtreiſen beſchäftigt, wobei ſie immer nach der Natur ſtudirten und zeichneten; welches in dieſer göttlichen, reichen und durch ſo mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten ſie gegen den Winter nach Rom zurück, ſo brachte Gore ſeine meiſten Abende in Hackert's Hauſe zu, wo ſich einige Deutſche Künſtler, ingleichen Engliſche und andere Fremde ebenfalls einfanden, die ſich wie er den Künſten ergeben hatten. Gewöhnlich ſaßen ſie um einen großen Tiſch, auf welchem mehrere Lampen ſtunden, und jeder wählte ſich ein Vorbild aus Hackert's ſchönen Studien nach der Natur, indeſſen ein Italiäniſcher Abbate ihnen den Taſſo und die übrigen vorzüglichen Italiäniſchen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beſchloſſen, und die Träume dieſer kleinen Societät ſollen oft beſonders mahleriſch geweſen ſeyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Geſellſchaft ſeiner Freunde, Hackert und Knight, die Reiſe nach Sicilien, woran er ſich zeitlebens ſo gern erinnerte. Nach drey Monaten kehrten ſie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo ſie mit großen Schmerzen von einan-

der ſchieden, indem Hackert mit einer Geſellſchaft junger Engländer und Ruſſen die Boromeiſchen Inſeln beſuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwey Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland beſuchte. In ſeinem Vaterlande hielt er ſich abermals gegen zwey Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Geſundheit ſeiner Gattin von neuem zu ſinken anfing, ſo brachte er ſie nochmals auf's feſte Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, indem er ſich vorgenommen hatte, ſich durchaus in Neapel niederzulaſſen. Aber ein unerwartetes Unglück zerſtörte dieſen Plan. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb die geliebte Gattin zu Spaa den 22 Auguſt 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen ſie mit Recht ſo werth und theuer geweſen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropſhire vernommen, da er am Podagra in dem Hauſe ſeines Freundes Lord Batemann darniederlag, der mit ſeiner trefflichen Gemahlin ihm in dieſen körperlichen und Gemüths-Bedrängniſſen den liebenswürdigſten Beiſtand leiſtete. Sobald er wieder hergeſtellt war, kehrte er zu ſeinen Töchtern zurück, hielt ſich einige Monate im Haag

auf, wo er ſich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutſchland zu beſuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und ſetzten ihre Reiſe nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimariſchen Herrſchaften bewogen, ſich im Jahre 1791 in Weimar niederzulaſſen.

Die Gegenwart dieſes vortrefflichen Mannes iſt unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche dieſe Stadt in den letzten Jahren genoſſen. Seine Perſönlichkeit machte ſtets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er ſich gegen jederman; ſelbſt noch im Alter machte ſeine Geſtalt, ſeine Geſichtsbildung einen ſehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles geſehen, erlebt und geleſen, ja man kann ſagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenſtänden zugebracht hatte. Seine anſehnlichen Einkünfte ſetzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu ſeyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte ſeine Geſellſchaft ſicher und angenehm, und ſelbſt wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küſten, in ſchönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Luſt in ihm erregt, ſolche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte

er ſich der Proſpectzeichnung ergeben, und war hauptſächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um deſto gewiſſer von der Richtigkeit ſolcher Abbildungen zu ſeyn, hatte er die Camera obſcura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er ſich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er ſetzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um ſo leichter ward, als er an Rath Kraus, einem ſehr geſchickten und in dieſem Fache fertigen Künſtler, den beſten Gehülfen fand. Er machte mit demſelben verſchiedene Reiſen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Boromeiſchen Inſeln gedenke.

Was ihn aber zu Hauſe auf eine ſehr angenehme Weiſe beſchäftigte, war die Sorgfalt, womit er ſeine früheren Zeichnungen zuſammenſtellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reiſebeſchreibungen ergänzte und in große Bände zuſammenbinden ließ. Hieraus entſtand eine vorzügliche Folge von Ausſichten. Liſſabon, Gibraltar, Minorca, die Küſten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verſchiedenen Geſichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargeſtellt. Die Seeſtücke und Häfen zeichnen ſich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore ſo lange Zeit ſich mit dem Schiffbau abgegeben, ſo waren ihm dieſe wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, ſondern er verſtand ihre Formen, ſo wie die ganze Technik, wodurch

ſie

ſie bewegt werden, auf's genaueſte. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22 Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Eben ſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Penſion regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte, welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Mar-

morbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Ueberreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner ältern Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hackert's, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruheſtätte gefunden. Ihm daſelbſt ein vollſtändiges Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung der ſechs Gemählde, die zwey Treffen bei Tſchesme vorſtellend.

S. oben Seite 129 — 136.

Erſtes Gemählde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5 Juli 1770 zu nöthigen.

Die Türkiſche Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des feſten Landes bei Tſchesme geordnet. Das Türkiſche Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Maſt commandirte der Capitän Baſcha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Maſt war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen

rothen Flagge auf dem Fockmaſt befehligte der zweyte Contre-Admiral; alle andern Türkiſchen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte ſtehen die Landtruppen, dreyßigtauſend Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulöſen. Hievon ſieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt ſind; ſo wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannſchaft, nur einige vorgeſtellt ſieht.

Der Ober-General der kaiſerlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beſchloſſen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünſtigte, anzugreifen, und rückte um **11** Uhr mit drey Diviſionen vor. Die erſte Diviſion von drey Schiffen, die Europa, St. Eſtafi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des zweyten Schiffes St. Eſtafi, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die Ruſſiſche Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweyte Diviſion, gleichfalls von drey Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Raſtislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarcha ſich befindet, auf deſſen gro-

ßem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drey Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſton, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bei der zweyten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweytes Gemählde.

Treffen von Tſcheſme den 5 Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtafi, welches das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die Türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine Ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge Ruſſiſcher Soldaten und Matroſen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demſelben Zweck,

aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiralſchiffes Tri Erarcha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen, und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Raſtislaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem ſie die feindlichen Schiffe beſchießen. Die dritte Diviſion des Contre-Admirals Elphinſton iſt noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die ſich entfernt, iſt die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals, das durch den St. Eſtaſi genommen war, entzündete ſich. Die Türkiſche Mannſchaft, um ſich zu retten, ſtürzte ſich in's Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erſte Türkiſche Contre-Admiral hat ſein Ankertau gekappt, ſeine Flaggen geſenkt, und entfernt ſich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalten daſſelbe zu thun, während es ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe, dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der Ruſſiſchen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemählde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tscheſme.

Die Türken ziehen ſich in den Hafen zurück mit geſenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf ſich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maſte unter der Kaiſerflagge aufgeſteckt war. Das Schiff ſelbſt aber und der Raſtislaw iſt noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und nähern ſich ihren Schiffen. Der Vordergrund ſtellt eine kleine Inſel vor, wo ſich ein Türkiſcher Poſten befindet, der den Ruſſiſchen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beſchwerlich fällt; ſie antworten demſelben, indem ſie ihren Weg fortſetzen. Mehrere Türken von der Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes retten ſich auf dieſe Inſel.

Viertes Gemählde.

Nächtlicher Angriff vom 7 Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Raſtislaw, Netron Menja und Saratow, zwey Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen ſollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Raſtis-

law ſich befand. Auf dem Gipfel des großen Maſtes ſieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maſte drey angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff zu maskiren, ſcheint die übrige Flotte ſich ſegelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert ſich der Türkiſchen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkiſchen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tſcheſme, fangen, indem ſie die Annäherung der Ruſſiſchen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemählde.

Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen von Tſcheſme.

Die drey Schiffe, Europa, Raſtislaw und Netron Menja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweyten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um ſie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier ſchon abgeſendeten Brander haben die Türkiſche Flotte in Brand geſteckt, wovon ein Theil ſchon durch die glühenden Kugeln der drey Schiffe entzündet geweſen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgeſtellt. Der erſte iſt der, wo man die Feuerſäule ſieht, die ſich in Wolken ausbreitet, ungefähr drey Minuten dauert, und ſich alsdann, wie man auf dem zweyten Effect ſieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in deſſen Mitte eine Rauchſäule aufſteigt, welche ſich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drey Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwey Schiffe vorzuſtellen, deren eines drey Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verſchiedenen Wirkungen einer ſolchen Exploſion ſehen zu laſſen. Zugleich ſieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte ſich einem Theil der Stadt und den nächſten Landhäuſern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemählde.

Rückkehr der ſiegreichen Flotte am Morgen des 8 Juli 1770.

Die Escadre der drey Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Priſen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit geſenkter Flagge unter der Ruſſiſchen; ſodann vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibſeln der Türkiſchen Flotte. Das Schiff Raſtislaw, indem es ſich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, deſſen Schiff antwortet. Im Vordergrund ſieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die ſich zu retten ſuchen.

Hackert's Kunſtcharakter
und
Würdigung ſeiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackert's Verdienſt als Landſchaftsmahler und das Eigenthümliche ſeiner Werke klar aus einander zu ſetzen, iſt keine leichte Aufgabe, theils weil er die Proſpectmahlerey hauptſächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunſtrichter ſeinen Talenten und ſeiner großen höchſtachtbaren Kunſtfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren laſſen.

Damit aber der vorgeſetzte Zweck möge erreicht werden, ſo wird ſich der Leſer einige Rückblicke auf den Zuſtand oder vielmehr auf den Gang der Landſchaftsmahlerey ſeit dem 17ten Jahrhundert gefallen laſſen. Gegen die Mitte deſſelben nämlich blühten die drey großen Künſtler Claude Lorrain, Caſpar Dughet und Salvator Roſa; allein es iſt nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt, der Kunſttheil, welchen ſie ſo ſehr ver-

herrlichten, habe damals auch ſeinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, ſo können doch die ſeither erfolgten Rückſchritte in der Landſchaftsmahlerey nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinſtimmung der Theile zum künſtlich mahleriſchen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meiſtern folgten Nachahmer, welche aber als ſolche nothwendig hinter ihren Muſtern zurückblieben; ſodann folgte die Proſpectmahlerey, deren Urſprung bei den bildnißliebenden Engländern zu ſuchen ſeyn dürfte. Bald verbreitete ſie ſich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Anſichten der Seehäfen ſich ſeinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Proſpecte ſehr vielen Beifall. Während der ſiebziger Jahre endlich gelang es unſerm Hackert, wie aus den vorſtehenden Nachrichten erſichtlich iſt, ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmahlers ſeiner Zeit zu ſetzen, und durch ihn erreichte das Fach der Proſpectmahlerey die höchſte Vollkommenheit, indem es unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt, beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel

u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieſes nimmt man bei Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder wenn man will des Schönheitsſinnes wahr. Freilich ſind ſeine Gemählde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunct ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der mahleriſche Effect weſentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht von Hackert's Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpectmahlerey, und ſo machen die Werke unſeres Künſtlers auf dieſes höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen, frei erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpectmahler nicht frei überlaſſen, und in ſofern war Hackert's Ver-

dienſt von dieſer Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Standpuncte bewieſen, ſo daß nur in ſeltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landſchafts- und zumal in der Proſpectmahlerey aus einem doppelten Geſichtspuncte betrachtet werden. Erſtlich, in wiefern der Mahler die Geſtalt und Proportion der nachzubildenden Gegenſtände richtig auf ſeine Leinewand überzutragen verſteht; und hierin iſt Philipp Hackert der allervollkommenſte Meiſter geweſen. Zweytens, in wiefern ſeine Zeichnung durch Geſtalt und Umriſſe den Charakter der verſchiedenen, in einem Gemählde befindlichen Gegenſtände anzudeuten weiß; und auch hierin ſteht unſer Künſtler keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannichfaltig; der Künſtler druckt die verſchiedenen Arten der Blätter ſo wie der Stämme ſehr wohl aus. An den Felſen iſt oft ſelbſt die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt. Beſonders aber pflegte Hackert ſeine ganze Kunſt an nicht ſehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Vielleicht iſt das Detail hiebei oft größer

als es dem mahleriſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darſtellung nichts weiter zu wünſchen übrig.

Die Kunſtrichter haben Hackert's früheren Gemählden den Mangel an Uebereinſtimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beſchuldigt, daß er bunt mahle. Jener erſte Tadel iſt halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'ſchen Gemählde mit den Meiſterſtücken der älteren großen Künſtler entſpringt. Unter Hackert's Zeitverwandten haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner kräftiger gemahlt als er. Daß hingegen manche ſeiner ſpäteren Arbeiten etwas bunt ſeyen, läßt ſich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, ſcheint er, indem er nach der Natur mahlte, durch das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu ſeyn. Denn die Palette erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, alſo daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers Gewalt waren, und er ſich zu Uebertreibungen genöthigt ſah. Hackert's Colorit iſt deßwegen, zumal wenn er Abendſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in dieſen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemählden, wo er die Aufgabe zu löſen hatte, Morgen-

beleuchtung darzuſtellen, findet ſich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch ſey, Hackert's Gemählde geben zwar, in Hinſicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben ſie auch eben ſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzügliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hintereinander zurück; wo indeſſen von den obgelobten näheren Gebirgen ſich welche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu ſehr herantreten, und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß

Hackert den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine ſehr große Anzahl Oelgemählde, ſondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt ſich nicht behaupten, alle dieſe Werke ſeyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdeſſen iſt bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerkſamkeit vollendet: der vernachläſſigten hingegen ſind ſo wenige, daß man ſie gewiſſermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackert's Gemählde ſind, wie es für Proſpecte ſchicklich iſt, meiſtens mit Menſchen und Thieren der Gegend, welche ſie darſtellen, ſtaffirt, und als Staffage betrachtet können alle dieſe Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm ſogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr ſelten und gleichſam nur zum Verſuch bringt er auch heroiſche Figuren an; ſie können aber auf kein großes Lob Anſpruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe ſowohl, als an der erforderlichen Wiſſenſchaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieſer Betrachtungen iſt ausgeſprochen worden, die Proſpectmahlerey habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der beſondern Eigen-

ſchaf-

ſchaften ſeiner Kunſt wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieſes Fach erforderlichen Talente im hohen Grade beſeſſen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetiſchen Landſchaftsmahlerey vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder in wiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftsmahler (mit ihrer Gunſt ſey es geſagt!) Ausſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir ſolches in Hackert's Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Ueber den zweyten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen: denn die Gränzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen; abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, ſo würden ſeine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel

der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zuſetzen und Weglaſſen, ſo wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß ſeine Bilder den Forderungen der Kunſt mehr Genüge leiſteten; wollte er durch künſtlichen Gebrauch von Licht und Schatten grö-ßeren mahleriſchen Effect hervorbringen, durch weiſe Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; ſo würde er ſchon in das Gebiet der höheren, freien, dichteriſchen Landſchaftsmahlerey übergehen; er würde ein beſſerer Künſtler als Hackert ſeyn, aber die-ſem doch ſeinen Rang als erſten Mahler des bedingten Faches der Proſpecte nicht ſtreitig machen können.

Ueber Landſchaftsmahlerey.

Theoretiſche Fragmente.

Es läßt ſich wohl denken, daß ein Mann wie Phi-lipp Hackert, der ſeiner Natur nach ſo verſtändig war und immerfort in einem klaren Bewußtſeyn lebte, Be-trachtungen über die Kunſt im Allgemeinen, beſonders aber über die Art, wie er ſolche behandelt, wie er in der-ſelben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer ſo thätigen und langen Lebenszeit öfters angeſtellt habe. Er war zu ſolchen theoretiſch-praktiſchen Bemerkungen durch die Sulzerſche Theorie, auf die er einen ſehr gro-ßen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in ſich wohl den Beruf, dasjenige, was er ſo gut ausübte, auch ge-

legentlich auszuſprechen. Er hatte ſtets Liebhaber und Künſtler als Schüler um ſich, und theilte denſelben gern ſeine Ueberzeugungen mit. Da es ſich ihm nun ſo gut zuhörte, und jederman ſich leicht durch einen ſo treff= lichen Meiſter überzeugt fand; ſo wünſchte man natür= lich dieſe fruchtbaren Lehren auch auf's Papier fixirt zu ſehen, und gab ihm dieſen Wunſch öfters zu erkennen. Er ließ ſich daher bewegen wiederholte Verſuche zu ſol= chen didaktiſchen Aufſätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, ſeine ſo wohlgefaßten Gedanken mit einer gewiſſen Methode darzuſtellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von die= ſer Bemühung zeugen, und ihr Inhalt iſt werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieſes nur in Geſtalt von Fragmenten geſchehen, die wir denn auch ſo unſern Leſern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landſchaftsmahlerey. Gewöhnlich glaubt man, es ſey etwas Leichtes, Land= ſchaften zu zeichnen und zu mahlen. In dieſem Irr= thum ſtehen die meiſten Liebhaber, ja ſogar Künſtler, denen es an Einſicht und Kenntniß fehlt. Einige Maſ= ſen mit einem gewiſſen Effect zuſammengeſtellt, können unſerer Einbildungskraft als eine Landſchaft erſcheinen, die aber ſehr unvollkommen iſt. So findet man ſogar

verſchiedene Steine, wo die ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell-Marmor ſieht man allerlei Figuren, beſonders Köpfe, ſowohl Carricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Mahler ähnlich.

Viele mißrathene Hiſtorienmahler legten ſich auf das Landſchaftsmahlen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmahlerey nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menſchliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahre an ſie belauſchet und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landſchaftsmahlerey überhaupt nicht allein ein feiner Geſchmack und ein feines Gefühl, ſondern es iſt auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die ſo mannichfaltig ſind, daß man ſich kaum vorſtellt, wie viele Gegenſtände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder mahlen.

Ferner gehört eine gute Geſundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landſchaftsmahler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menſchenhänden noch nicht verſtümmelt iſt. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine mahleriſchen Gegenſtände, obgleich viele Liebhaber dieſe Landſchaften vorziehen. Sie denken an das ſchöne angebaute Land, das ſo ergiebig iſt und ſo manche reiche Ernten verſchafft, an Oel, Wein, Obſt und anderen Früchten mehr, die in dem Italiäniſchen Klima nahe bei einander wachſen, ſo daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Dieſe Vorſtellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus ſolchem Geſichtspunct betrachtet, ſchön; und obgleich die Gegenſtände in dieſem Sinne auch mögen ſchön genannt werden, ſo ſind ſie doch nur für den Landſchafter ſelten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können ſie gut und dienlich ſeyn, ſelten aber nahe, und im Vorgrunde

ganz und gar nicht: die Natur iſt zu ſehr gekümmert, ſelten mahleriſch. Je weniger die Gegenden cultivirt ſind, je mahleriſcher ſind ſie. An Vorgründen iſt bei jenen Gegenden nicht zu denken, die ſich äußerſt ſelten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landſchafter Figuren gezeichnet haben, damit er ſeine Landſchaften ſtaffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu mahlen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematiſchen Wiſſenſchaften belehrt ſey, daß er Architektur, Optik und Perſpective könne; beſonders muß er ſich ein gutes perſpectiviſches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künſtler ſelbſt, preiſen ſehr die Camera obſcura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen ſoll. Nach meiner Meinung kann ſich ein Liebhaber wohl damit amüſiren; der Künſtler aber muß ſie nie brauchen, weil ſie ihm nachtheilig iſt, aus Urſache, weil ſie nicht richtig ſeyn kann. Außer dem Focus ſind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht ſich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die ſie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er ſich eine kleine Manier an, und weil die Lichtſtrahlen durch verſchiedene Gläſer gebrochen werden, bis ſie auf's Papier fallen, ſo ſieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den ſchönen Silberton, der mit dem Luftton ſo ſchön in der Natur herrſcht. Hier iſt

alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewiſſen Rauchton, den viele Künſtler Speckton nennen, und den man ſich in der Folge ſchwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt iſt es in der Kunſt ſchwierig das Angewohnte abzulegen, beſonders wenn man ſich einmal falſche Maximen in den Kopf geſetzt hat. Ich nenne das in der Kunſt zurücklernen; dieſes iſt viel mühſamer und ſchwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perſpective wohl gelernt, ſo wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künſtler muß ſich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzuſtellen ſind. Er muß vieles weglaſſen, um die wahre Illuſion des Gegenſtandes hervorzubringen, und ſo gewöhnt ſich ſein Auge nicht allein an einen großen Styl, ſondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und mahlt, je mehr lernt er dieſen Ton ſehen, kennen und nachahmen.

Es iſt freilich Anfängern nicht zu rathen, große Italiäniſche Ausſichten ſogleich zu zeichnen und zu mahlen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Ent-

fernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus geſehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die ſehr deutlich prononcirt ſind, anfangen, wo die Plane durch Flüſſe, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeſchnitten ſind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geſchmack und Fertigkeit alle Gegenſtände, die einem aufgegeben werden, oder die man ſelbſt wählt, nachzuahmen verſteht, durch Kunſt und Geſchmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenſtände ſo mannichfaltig in der Natur ſind, ſo muß der Künſtler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drey Claſſen ein, ſo wie ich ſie ſelbſt radirt und herausgegeben habe. Nach dieſen muß der junge Künſtler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, ſeine Hand üben. Das erſte iſt der Caſtanienbaum. Kann er deſſen geſchwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, ſo iſt es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eſche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht ſeine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums beſteht in ſeinem Stamm, im Schwung der Aeſte und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit.

Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieſes mit Freiheit hinzeichnen, ſo wie man ſchreibt, ſo iſt ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. ſ. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt iſt die Pappel, welches ein rundes Blatt iſt. Hat er dieſes genugſam geübt, ſo kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie ſchon geſagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeſte Acht hat. Auf dieſe Weiſe wird der Künſtler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tauſende gehen, leicht nachbilden. Es iſt dem Landſchafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß ſchon bloß im Contour, welche Art des Baums es iſt, erkennen. Er muß hiebei Geſchmack haben, um das Schönſte jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verſtümmelte Natur nachahmen; ſogar wenn er kranke und ſterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wiſſen, und ſowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles ſchön und lachend, freundlich und lieblich ſeyn.

Die Geſtalt eines ſchönen Gärtnerbaumes iſt, daß er über den untern dicken Stamm ſich in eine Gabel von zwey Zweigen bildet. Dieſes mit ſehr ſchön geſchwungenen und variirten Aeſten bildet wirklich auch einen ſchönen Baum für den Landſchaftsmahler. Wenn der

Künſtler vieles nach der Natur gezeichnet hat, ſo wird er ſich ſolche ſchöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf dieſem Wege die ſchönſten Regeln der Kunſt finden, und das ſchöne Ideal wird ihm nicht fremd ſeyn. Da alles in der Mahlerey ſinnlich iſt, ſo iſt nichts bei allen unſern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger ſchon dargeſtellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, ſo ſind ſie doch aus bekannten Gegenſtänden entſtanden. Wir finden ſie aber neu, weil unſer Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke ſich nicht mehr erinnert, wo wir ſie her haben. Je mehr nun der Künſtler Localgedächtniß hat, je mehr wird ſein Kopf angefüllt ſeyn von ſo mannichfaltigen Gegenſtänden, die er theils ſelbſt gezeichnet, oder auch nur geſehen hat. Es wäre wohl zu wünſchen, daß der Künſtler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben iſt zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauſcht, ſo ſind die Jahre da, daß man davon ſcheiden muß, und die Kunſt aufhört.

Wenn des Künſtlers Hand einigermaßen geübt iſt, daß er in allen Wendungen und auf alle Weiſe die Blätter und Partien der Bäume hinſchreiben kann, ſo muß er nach der Natur zeichnen, ohne ſich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er ver-

ſteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle ſich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß ſind, die aber deutliche Partien haben, und mache ſie ſo gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang ſteif wird, ſo laſſe er ſich doch nicht abſchrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach; wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er ſuche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſo wage er es, große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunct wenigſtens zweymal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer drey- oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben: ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird ſich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig

ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſeyn, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein Paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; ſo bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts gefällt mehr, ſowohl in der Natur

als in Zeichnungen und Gemählden, als ein ſchöner Baum. Einige Felſen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine ſchöne Landſchaft, wo der Baum am erſten brillirt.

Nach dieſem zeichne der junge Künſtler Felſen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachſen ſind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelſen ſind öfters ſehr verſchieden unter ſich. Die vulcaniſchen haben einen ganz beſondern Charakter ſowohl in der Form, als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felſenſtücke, Kräuter von verſchiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu ſeinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle ſich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenſtänden iſt, ziehe ſeine Linie des Horizonts nach ſeinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er ſeine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zuſammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die ſein Raum nicht erlaubt darzuſtellen, muß er weglaſſen, aber ſo unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuſer zuſammenſtehen, iſt man oft genöthigt viele wegzulaſſen und nur die Hauptſachen zu wählen, weil es ſonſt zu klein würde und der Künſtler kein Inſtrument hat, ſo kleine Objecte darzuſtellen. Es gehört freilich eine gewiſſe Uebung, ein

Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrſcht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Bei'm Mahlen iſt dieſes leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug ſtehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſey früh Morgens oder etwas ſpäter, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er ſich hierüber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſodann nach ſeinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künſtler im Anfang mit dieſer Mühſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſeinen Endzweck erreichen. Freilich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke gerathen, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, ſie

mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es ſich vorgeſetzt hat.

Als das beſte Mittel hiebei, welches ich ſelbſt verſucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet iſt, ſie ſogleich liegen zu laſſen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Luſt und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unſer Ziel nicht ſogleich erreicht haben, vergeſſen; ſo daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die erſten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunſt und Geſchmack ohne Anſtand nachzeichnen zu können, und das mit eben ſolcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchſtaben ſogleich einen Brief ſchreibt.

In der Compoſition der Landſchaften iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß alles grandios ſey, wie ſolches Nicolaus und Caſpar Pouſſin, Caracci und Dominichino geleiſtet haben. Dieſe Meiſter formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Compoſition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund ſind alles große Linien. Die Bäume beſtehen mehrentheils aus großen Maſſen;

doch haben ſie auch öfters leichte Bäume gemahlt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail ſuchen. Doch kann man an dieſen Meiſtern ausſtellen, daß ihr Baumſchlag immer derſelbe ſey, und ein Baum ſich ſelten vom andern unterſcheide. Ingleichen wäre zu wünſchen, das Colorit möchte wahrer ſeyn; es iſt nicht der Ton der Natur: die Fernungen ſind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperſpective, und die Vorgründe und andere Plane zu ſchwarzgrün; Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die ſie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſey, weil ſie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caſpar Pouſſin nie harmoniſch geweſen ſeyn kann, auch da ſeine Bilder neu waren. Im Palaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache=Landſchaften geſehen, ſowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemahlt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Styls aus der ſchönen Italiäniſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowohl wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend, durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpective vorgeſtellt iſt, wie z. B. an der großen Landſchaft von Caſpar im Palaſt Colonna, wo Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger ſchwarz geworden als die andern, iſt harmoniſcher und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemahlt hat, bedient ſich in vielen Fällen des Pouſſiniſchen Styls. Seine Compoſition iſt angenehm, die Gruppirung der verſchiedenen Bäume reizend, und man ſieht überhaupt, daß ſein Gefühl für die ſchöne Natur außerordentlich fein geweſen, ob man wohl tadeln könnte, daß ſeine Perſpective fehlerhaft iſt, und man öfters wünſcht, daß bei ſo vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was ſein Colorit betrifft, ſo iſt meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es ſo vollkommen zu machen. Sein Dunſt in verſchiedenen Tagszeiten, ſowohl in der Fernung als der Luft, iſt außerordentlich. Man findet den ſanften Nebel des Morgens und die

Ausdünſtungen des Abends nicht allein in der fernſten Entfernung, ſondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der ſanfte Nebel herrſcht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles iſt ſehr deutlich und macht auf den Zuſchauer die angenehmſte Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der ſchönen Gruppirung, ſind öfters ſchwer, öfters hat auch die Terra verde ſie ſchwarz und undeutlich gemacht, ſo daß es nur eine Maſſe geworden iſt, und man keine Partien im Baum, ſondern nur deſſen Silhouette ſehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, ſind ſie beſſer erhalten.

Zu ſeiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein ſehr ſchöner Baum iſt, der aber, wenn er nicht gut ſtudirt wird, leicht ſchwer ausſieht. Dieſer Bäume hat er ſich viel bedient.

Indeſſen bei allem, was man noch in ſeinen Landſchaften wünſcht, iſt er beſtändig ſchön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man ſeine Werke anſchaut.

Pouſſin iſt einnehmend bei dem erſten Anblick, ſo wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht geſehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und ſieht es mit Gleichgültigkeit an. Pouſſin's Figuren ſind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder ſtaffirt hat, ſind gemeiniglich ſehr mittelmäßig, ſo wie auch das Vieh. Claude ſagte ſelbſt: die Land-

ſchaft laſſe ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit ſagen, hätte Claude in ſeiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung deſſen, was man Mechanismus der Kunſt nennt, ſo würden ſeine Vorgründe eben ſo ſchön als Fernungen und Mittelgründe geworden ſeyn. Es iſt zu bewundern, daß ein Menſch, der ſich ſo ſpät der Kunſt gewidmet hat, ſo zu ſagen der größte Landſchafter geworden iſt. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beiſpiele anführen, woraus man die Beſchaffenheit der Landſchaftsmahlerey, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzoſen, ſowohl die Penſionärs der Franzöſiſchen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Taſche, und zeichneten mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich ſah Zeichnungen von mehreren Künſtlern, und alle ſchienen ſie mir, als wären ſie von Einer Hand. Der Malthesiſche Ambaſſadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künſtlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemählde, und da er ſie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, ſo mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es ſey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte ſich ſehr, daß ich ſo wenig Kenner

wäre, und gab mir einige höfliche Verweiſe, daß ich dieſe koſtbaren Sachen nicht genugſam ſchätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemählde zwar gut verſtünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künſtler einzuſehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien ſah, die ich und mein Bruder Johann daſelbſt gemacht hatten, ſagte er mir, daß es thöricht ſey, ſich ſo viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber ſeine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er ſagte freilich nach ſeiner Art ſehr wahr; denn da ihm die wahre Wiſſenſchaft der Kunſt fehlt, ſo ſieht man in allen ſeinen Gemählden, daß ſie manierirt ſind, ungeachtet dieſer Künſtler wahre Verdienſte im Effect hat. Seine Eruption des Veſuv und ſeine Mondſcheine, beſonders die aus ſeiner guten Zeit, ſind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, iſt jämmerlich, weil er keine Perſpective, noch die wahren Formen der Natur verſteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie ſtudirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die ſchwarzen Gemählde von Caſpar Pouſſin, und mahlte die ſeinen noch ſchwärzer. Forreſter that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundſätze. Unſre Damen, die Liebhaberinnen im Landſchaftszeichnen ſind, machen es beſ=

ſer. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ ſie ſich von Tito Luſieri oder andern zeichnen, und mahlte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienſt hatte. Weil das nun hinter einer großen Maſſe von braunen und ſchwarzen Bäumen ſtand, ſo ſchien es auf den erſten Blick, als ob es etwas wäre. Dieſes nannten die Engländer den Claudeſchen Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reifenſteinen, der mich zu dieſen Künſtlern geführt hatte, meine Bewunderung ſehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menſchen gäbe, die ſolches Zeug beſitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man geſtehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künſtler zu der Zeit ſehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menſchen gibt, welche eine Landſchaft ohne Gefühl anſehen können. Das kommt aber daher, daß ſie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemähldes, welches jene vorſtellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landſchaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunſt, ſondern es gibt noch eine ſittliche Illuſion, welche ſie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob ſie gleich nicht die ſchönſten ſind, indem andere Vorſtellungen des Zuſchauers ſich damit

verbinden. Es kommt ſehr viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an, und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell ſchöne. Oefters hat derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an, kurz er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch darin ſpazieren zu gehen, in der Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemahlt, ſo macht ſie nicht mehr den Effect, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil ſie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spaziergängen zu unſerm Vergnügen bei. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt, oder ein Paar Hirten, ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe weil ſie unſchuldig ſind, und bloß in der Abſicht das Vieh zu hüten auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben, und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemählde vorgeſtellt, ſo erweckt es ihnen eine ganze Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutenden Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluſe, wo Petrarca ſich aufhielt, ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Styl iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landſchaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmahlerey.

Zu der Zeit als die Kunſt mit Oelfarben zu mahlen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben, und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſe-

hung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig Mahler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Mahler nicht wiſſen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durch's Weiß zerfreſſen wird; daß alle Farbe, worin ſich Vitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemählde habe ich vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bei genauer Unterſuchung vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Mahlen behandelt, einlaſſen, ſondern bloß beſchreiben, wie ich es behandle, und was ich am beſtändigſten und dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unſern Voreltern überliefert erhielt, welche ſämmtlich Mahler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugeſetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bo=

lus, Ocker oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchönes Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemahlt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie geſagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können. —

Leider bricht hier der Aufſatz ab, und iſt wahrſcheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſeyn, Hackert's techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowohl im Mahlen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in

Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch in's Deutſche durch den Galerie-Inſpector Riedel in Dresden 1801 überſetzt worden. In dieſem Aufſatz wird die oben Seite 263 ff. erwähnte Reſtauration der Bilder durch Andres und das Firniſſen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4 März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4 November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters iſt verloren; indeß bin ich geſund, und mit einem kleinen Huſten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwiſcht. Ich mahle und ſtudire fleißig wie ein junger Burſche.

Ihr Werk: Winckelmann und ſein Jahrhundert, habe ich geleſen, welches mir unſer Prediger, Schultheſius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieſes Buch. Es iſt mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteylichkeit geſchrieben, deutlich und belehrend. Es

iſt das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunſt geſchrieben iſt, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geſchrieben, daß meine Vorgründe grell ſind; ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böſe auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entſchuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit ſo viel andern Objecten zuſammen, ſchädlich ſind, wenn ſie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit mahlt, den durchſichtigen Ton läßt und das Ganze harmoniſch macht. Wollte man dieſes durch Kunſt gleich anfangs thun, ſo würde es dem Gemählde mit der Zeit ſehr nachtheilig werden. Dieſe Patina iſt nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. ſ. w., ſo iſt es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemählde ſich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemählde wirklich gemahlt iſt. Claude's Landſchaften ſind weſentliche Beweiſe davon.

Dietrichs Landſchaften, wie ſie neu waren, ſchie=

nen grell, jetzt ſind ſie ſehr harmoniſch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in Niederländiſchen Gemählden herrſcht, iſt öfters dem Künſtler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrſcht, zuzuſchreiben, und der ſich, wenn das Gemählde friſch iſt, ſo in die Farben verſaugt, daß es keine Möglichkeit iſt, ihn herauszubringen. Dieſes geſchieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde iſt; denn alsdann dringt die Bieſter Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der ſelige Johann, hatte in London im Winter eine Landſchaft gemahlt, die ich nach ſeinem Tode kommen ließ, wo die Bieſter Luft ſo eingedrungen war, daß ſie auch Andres, der geſchickte Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht ſpotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es iſt nämlich, mit dem großen idealiſchen Styl Wahrheit der Natur ſowohl in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Caracci, Dominichino u. ſ. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte ſind auch öfters ſo unwahr, als wären ſie aus einer andern Welt. Dieſe Convention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern

dern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu mahlen ihre Gemählde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſins Waſſerfarben-Gemählde im Palaſt Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloße Ocker herrſcht, können nie übereinſtimmend geweſen ſeyn. Dieſe Waſſerfarben-Gemählde haben ſich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Oelgemählde eher harmoniſch geworden. Francesco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Bäume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boguet hat in Piſtoja einen Saal gemahlt, und des Pouſſins gelbe Felſen und kohlſchwarze Bäume ſo imitirt, daß einem Angſt und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich ſo viele Geſchicklichkeit hat, und ernſthafte gute Studien im Portefeuille beſitzt, ſolch tolles Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche in's Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verſchönten Styl, den Silberton der ſchönen Natur, die neblichten Dünſte, die ſchönen Formen der Bäume, ohne den

Charakter zu vernachläſſigen, kurz alles mögliche Ideal=ſchöne, was die Natur einer Landſchaft darbietet, in einem Gemählde darzuſtellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landſchaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meiſter zu beſtehlen, oder ſchwach nachzu=ſpotten, wie es leicht den Nachahmern geſchieht, ſo habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirk=lich ſchon den Stempel des großen Styls an ſich tragen. Wenn ich nun dieſe idealiſch verſchönere, ſo hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verſchönert wieder=finden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie dieſe Werke von den Liebhabern der Kunſt aufgenommen werden. Bis hieher iſt der Geſchmack ausſchließlich für das Wahre geweſen; ein jeder hat entweder zur Erinne=rung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um ſeinen Freunden im Vaterlande nach ſeiner Rückkunft zu zeigen, was er geſehen hat, und Anek=doten dabei zu erzählen u. ſ. w. Gibt es für dieſen neuen Styl nicht im allgemeinen Liebhaber, ſo wird es doch einige Kunſtkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Künſtlern wird es freilich gefallen, die ſind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der ſeit der Baſſevilliſchen Ge=ſchichte aus Rom hierher geflüchtet iſt, muß als ein ſehr geſchickter Mann gerühmt werden. Er mahlt mit Ge=

ſchmack und hat ein ſehr gutes brillantes Colorit. Er mahlt auch dann und wann Landſchaften mit kleinen hiſtoriſchen Figuren, im Pouſſiniſchen Styl, welche beſſer ſeyn würden, wenn er den Pouſſin weniger nachahmte. Er traf, als er mich beſuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm ſehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti iſt jetzt hier Director der Akademie. Demarez iſt hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David iſt. Seine Farbe iſt ſchwer, compact, ſein Pinſel nicht angenehm. Seine Compoſitionen, beſonders in kleinen Gemählden, ſind ausnehmend ſchön; die Sujets aber immer grauſam, Mord und Todſchlag. Noch ſeh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und ſeine in häuslichen Gemählden ſo geſchickte Frau ſtarben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindſucht. Gauffier war auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und hatte ſich ſein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen ſollte, ſo ſtarb er. —

Hinterlaſſenes.

Nach Hackert's Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen; darunter zuerſt mehrere Gemählde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die

Abſicht dieſe Kunſtwerke auszuſpielen, und wird deß- halb zu ſeiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht er- theilen, weßwegen wir auch eine beſchreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunſthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verſpricht. Wahrſcheinlich wird er zunächſt ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunſt noch mehr zu intereſſiren. Dieſe Arbeiten ſind um ſo mehr zu empfehlen, als ſie einen großen Theil von Hackert's Leben und Bemühungen dem Kunſtfreunde darſtellen und einen Begriff geben, wie er ſich in der von ihm ſo hoch gehobenen Proſpectmahlerey benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geſchnittener Steine hinter- laſſen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken na- mentlich und umſtändlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tief- geſchnitten. Der Stein iſt von der erſten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommenſten was man in Steinſchneidekunſt ſehen kann. Unter dem Halſe ſteht *ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ*. Man vergleiche Ge- ſchichte der Kunſt des Alterthums von Joh. Winckel- mann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25 — 33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche

Abbildung in Kupfer geſtochen beigebracht iſt. Dabei findet ſich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulyſſes, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein, mehr in's Hellgelbe ſchimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter iſt junoniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausge-

ſtreckt hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inſpruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſeinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amaſtini aus Foſſombrone; Johannes Wedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Thereſe Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſpare Caperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſeyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

3644